SENNOR AGUILA: PERUANISCHES LEBENSBILD

Friedrich Gerstäcker




Cres cat Sci entia
Vita Exco latur


Cres
cat Sci
entia
Vita
Exco
latur

Zwei Republiken.

Zweite Abtheilung:

Sennor Aguila.

Peruanisches Lebensbild

von

Friedrich Gerstäcker.

Drei Bände.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865

Sennor Aguila.

Peruanisches Lebensbild

von

Friedrich Gerstäcker.



Dritter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.


THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

Inhaltsverzeichniss.

1.
Der Handstreich.

Im Marschschritt kam die von Pablo geführte Patrouille über die Plaza, und eben, als sich ihr Antonio anschloß, trat ihr auch der Hauptmann entgegen und übergab Pablo mit militärischem Gruß ein zusammengefaltetes Papier, das dieser, nach einigen leise mit ihm gewechselten Worten, vorn in seine nur halb zugeknöpfte Uniform schob.

Auch der Hauptmann schloß sich jetzt der Patrouille an, die vielleicht zehn Minuten auf der Plaza hielt und dann langsam weiter marschirte.

Als sie endlich die Straße erreichten, wo das Palais des Präsidenten lag, war es schon völlig Tag geworden, wenn auch dieser Theil der Stadt noch, gegen den weit mehr belebteren der Plaza und Marktgegend, fast verödet schien.

Schon funkelten die Thürme im ersten Morgenstrahl, und noch war kein Mensch weiter auf der Straße zu erblicken, wie eben die Patrouille. Nur sechs bis acht Aasgeier hatten einen Fund in einem der Abzugscanäle gemacht, welche durch die Straßen laufen, und dort eine wahrscheinlich über Nacht hineingeworfene todte Katze entdeckt. An der hackten sie jetzt mit neidischem Flügelschlag und heiserem Geschrei herum, bis sie dadurch die Aufmerksamkeit eines großen, mageren Hundes erregten, der ebenfalls die Straßen nach Beute absuchte. In langen Sätzen kam er heran, und die Aasraben hoben sich faul und ärgerlich auf die hohe Klostermauer und sahen auf den Hund hinab, der aber den Bissen zu ekelhaft fand. Er schnupperte daran, zog den Kopf zurück, nieste, wie um den fatalen Geruch los zu werden, und setzte dann seinen Weg die Straße hinab fort, während die Aasvögel wieder mit vorgestreckten Hälsen und herabhängenden Ständern nieder auf ihre Beute fielen und ihre widerliche Mahlzeit von Neuem begannen.

Daran vorbei schritt die Patrouille bis zur nächsten Querstraße, wo die übrigen Verschworenen zu ihr stießen. Vor sich konnten sie schon das eiserne, hohe Gitter erkennen, welches das Palais

des Präsidenten nach der Straße zu abschloß, und die Soldaten zerbrachen sich nur den Kopf, was all' die Officiere heute Morgen so früh und in solcher Anzahl auf den Füßen machten.

Die Patrouille war aber vor ihrer Zeit; es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen, und das eiserne Gatterthor wurde um diese Tageszeit sonst noch immer verschlossen gehalten. Heute stand es offen, und Pablo gab den Befehl hinein zu marschiren, mit leiser, kaum hörbarer Stimme.

Im Innern des breiten Hofraums trat ihnen der die Wache commandirende Officier entgegen und wechselte leise einige Worte mit Antonio und Pablo, worauf sämmtliche Officiere, der Hauptmann ausgenommen, welcher unten im Hof blieb und mit verschränkten Armen auf und ab ging, Castilla's Palais betraten und im Innern desselben verschwanden.

Was ging da vor? Die Soldaten sahen sich einander an und schüttelten die Köpfe. Geschah das Alles auf Ordre des „Alten" und galt es vielleicht, irgend etwas auszuführen? Aber was, wozu nicht mehr gebraucht wurde als eine einzige Patrouille? — Der Hauptmann wußte es gewiß, aber den durften sie doch nicht fragen!

Der Hauptmann hielt sich dicht zu ihnen, um

jede Unterredung abzuschneiden; sonst aber achtete er nicht weiter auf sie. Seine Aufmerksamkeit war auf das Palais selber und auf die Fenster desselben gerichtet, und noch immer herrschte dort Todtenstille.

Oben die Straße herab kam mit langsamen Schritten, wie zufällig auf einer Promenade, ein einzelner Officier geritten. Es war Oberst Desterres.

Im Palais wurde es jetzt unruhig. Man hörte ein paar Thüren schlagen und sah an den Fenstern, die oben das Vorhaus erhellten, drei oder vier Diener rasch vorüberspringen. Was ging da vor? Die Soldaten wurden unruhig und flüsterten mit einander. Schon hörte der Hauptmann, daß sie sich zuriefen: „Frag' ihn, frag' ihn! Er muß uns sagen, was da vorgeht!"

„Kameraden," sagte er plötzlich, indem er zu ihnen trat, „da drinnen wird jetzt hoffentlich einer unserer heißesten Wünsche erfüllt."

„Aber was bedeutet der Lärm, Capitano, im Hause des Präsidenten?" fragte ein Unterofficier und horchte wieder nach dem Palais hinüber. „Es geschieht doch da drinnen nichts Unrechtes?"

„Unrechtes? Nein," sagte der Hauptmann; „nur eine Petition wird dem Präsidenten übergeben, daß er uns endlich nach Guajaquil hinauf

und die Stadt erobern läßt. Haben wir die genommen, dann ist Ecuador ruhig und wir haben hier in Lima auch nicht mehr eine solche Armee zu halten, sondern können die Leute in ihre Heimath und zu ihrer Arbeit zurückschicken."

„Hm, das wäre nicht so übel," brummten einige der nächsten Soldaten, denn der Hauptmann hatte absichtlich so laut gesprochen, daß es diese hören sollten

„Ja," sagte der Corporal aber wieder, „wenn es der Präsident gutwillig gestattet; aber gezwungen kann er dazu nicht werden!"

„Das beabsichtigt auch Niemand," erwiderte der Hauptmann. „Um neun Uhr heute Morgen ist aber große Ministerconferenz, wo das Alles abgemacht werden soll, und da wollten die Officiere den Präsidenten nur vorher erst wissen lassen, was sie davon dächten, damit er die Stimmung der Armee kennt."

Drüben im Palais kamen ein paar Diener die Treppe herunter gestürzt und wollten über den Hof fliehen, prallten aber erschrocken zurück, als sie die Soldaten dort, freilich dem Anschein nach vollkommen friedlich, aufmarschirt sahen.

„Das sieht gerade nicht wie eine Petition aus,"

sagte der Unterofficier, der mißtrauisch wurde — „alle Teufel, was ist das?“

Drinnen im Palais fiel ein Schuß, und gar wunderlich schallte der Knall aus den geschlossenen Räumen heraus.

„Verrath!“ rief der Unterofficier — „man mordet da drinnen unsern Präsidenten! Herr Hauptmann, führen Sie uns hinein!“

„Ich darf nicht,“ sagte der Hauptmann, „das ist nicht meine Patrouille; aber Ihr irrt Euch. Gott weiß, was der Pistolenschuß bedeutet!“

„Meuchelmörder!“ schrie in dem Augenblick die Stimme des Präsidenten vom Dache des Palais aus, auf das er, einen Revolver in der Hand, in seinem Morgenanzuge geflüchtet war. „Vorwärts, meine wackeren Soldaten, rettet Euren General.“

„Teufel,“ murmelte der Hauptmann leise vor sich hin, „jetzt ist die Geschichte aus!“ — In demselben Moment aber öffnete sich auch der große Thorweg des Palais wieder, aus dem die sechs jungen Officiere, einige davon noch den blanken Degen in der Hand, traten.

„Vorwärts marsch, Patrouille!“ rief Pablo, der Führer derselben, indem er vorsprang und sich mit gezogenem Säbel an die Spitze stellen wollte.

„Das sind die Verräther!“ schrie der Unter=

officier — „Feuer, Kameraden! Rettet den Präsidenten!“

Die Soldaten schienen im ersten Moment nicht recht zu wissen, was sie thun sollten. Wollten die Officiere wirklich den Präsidenten zwingen, sie frei zu lassen? Aber es blieb ihnen keine Zeit zur Ueberlegung. Unwillkürlich hatte jeder den Hahn seines Gewehres gespannt und dasselbe in Anschlag gebracht. „Feuer,“ schrie der Unterofficier noch einmal, „wer kein Verräther ist!“

„Nieder mit Euren Gewehren!“ rief ihnen Pablo entgegen — aber zu spät. Der Unterofficier selber hatte auf ihn angelegt und mit dem Knall seines Gewehres brach der Unglückliche zusammen.

„Feuer!“

Hier und da knatterte es unregelmäßig. Jetzt kam die Wache aus ihrer Stube heraus gestürzt — wieder fielen drei oder vier Schüsse.

„Rasende!“ schrie Antonio, der einzige, welcher noch unverwundet war, als er die Kameraden um sich stürzen sah. „Für wen denn haben wir unser Leben gewagt, wie für Euch selber?“

„Feuer!“ schrie jetzt auch der Unterofficier der Wache, welcher nicht hinter dem andern zurückstehen wollte, und drei Kugeln zugleich trafen den

jungen Officier, daß er, auf der Stelle todt, in sich zusammenbrach.

In diesem Augenblick spornte der Officier, welcher das Palais noch nicht erreicht hatte, sein Pferd und hielt im nächsten Moment vor dem Gatter. Kaum aber sah er die unglücklichen Opfer der Verschwörung im Hof in ihrem Blute liegen und Castilla oben auf dem Dach, so schrie er laut: „Rettet Seine Excellenz, meine braven Soldaten! Feuer auf die Verräther! Zu Hülfe, man will den Präsidenten ermorden!"

Niemand achtete auf ihn. Die wenigen Menschen, welche sich zufällig um diese Zeit in der Straße befanden, eilten an das äußere Gatter und sahen dort erschrocken die Steine blutig gefärbt, sahen die Erschossenen am Boden liegen, und selbst die Soldaten standen bestürzt, ihre abgefeuerten Gewehre in der Hand, und waren sich selber noch nicht klar bewußt, was eigentlich hier vorgefallen.

Nur der Hauptmann Ternate hielt das für einen passenden Moment, den Ort zu verlassen, ehe er zur Rechenschaft gezogen werden konnte, was er hier mache. Wurde er später gefragt, nun, dann fand sich schon eine Ausrede! Unbehindert verließ er auch den Hof. Niemand achtete

auf ihn, und erst einmal in der Straße draußen, bog er in die nächste Quergasse ab und eilte seinem eigenen Hause zu.

Von Allen aber hatte sich Castilla am ersten wieder gesammelt und schien auch allein vollständig zu wissen, was hier vorgegangen war. Ehe deshalb die Soldaten unten im Hof nur ordentlich zur Besinnung kamen und wirklich begriffen, was hier vorgefallen — denn selbst die sechs im Hofe ausgestreckten Leichen kamen ihnen noch wie ein Traum vor —, hatte der Präsident das Dach seines Hauses verlassen und erschien in seinem Morgenrock, in Pantoffeln, eine Soldatenmütze nur auf dem Kopf, im Hofe mitten zwischen den Soldaten und sagte, mit einem finstern Blick auf die Leichen:

„Hat Euch gereut, was Ihr beabsichtigt? Es war die höchste Zeit, denn ich dächte doch, Ihr solltet Euren General kennen! Und nun fort mit den Cadavern! Sie haben ihre Strafe erhalten — ich will sie nicht mehr sehen, ich will nicht fragen, was ihre Absicht gewesen! Und jetzt besetzt die Wache und die Uebrigen verlassen das Palais.“

„Viva su Excellenzia!“ schrie in diesem Augenblick Oberst Desterres von seinem Pferd herab und suchte durch seinen Hochruf die Neugierigen sowohl

wie das Militär selber zum Einstimmen in sein Vivat zu veranlassen. Er hätte aber keine unpassendere Zeit dazu wählen können, denn Niemand antwortete ihm, und nur um die Lippen Castilla's selber zuckte ein spöttisches Lächeln, als er den Blick dort hinüber warf.

Selbst die Soldaten standen wie betäubt. Hatten sie denn wirklich ihre eigenen Officiere ohne eigentlich bestimmtes Commando erschossen, und galten die Worte des Präsidenten ihnen, mit denen er sagte: „Hat Euch gereut, was Ihr beabsichtigt?" — Was hatten sie denn beabsichtigt, als sie heute Morgen hieher marschirten? Nichts, als die Wache zur rechten Zeit abzulösen. Und wohin war nur der Hauptmann so rasch gekommen? Konnte das wirklich ein Mordversuch auf den Präsidenten gewesen sein, und hielt sie der „Alte" für mitschuldig an dem Attentat?

Sie kamen gar nicht ordentlich zur Besinnung, denn des Präsidenten Commandostimme machte sie rasch zusammenfahren und in Reihe und Glied wieder einrücken. Im Nu war die Wache abgelöst — und wie froh, jetzt hier weg zu kommen —, und als das eiserne Thor wieder geschlossen worden, beorderte der alte Herr selbst die Dienerschaft, die Leichen in eines der unteren Zimmer zu legen,

bis sie weggeschafft werden konnten, und das Blut indessen vom Hofe abzuspülen. Zwei von der Mannschaft, zwei Unterofficiere, hatte Castilla aber zurückbehalten, um sie als Ordonnanzen zu verwenden, und diese eilten wenige Minuten später im Sturmschritt den verschiedenen Orten ihrer Bestimmung zu: der Polizei und der Gensdarmerie.

Wie ein Lauffeuer zuckte indessen das Gerücht durch die Stadt; der Präsident sei ermordet und Santomo zu seinem Nachfolger ausgerufen worden. Woher die Leute nur so plötzlich den neuen Namen wußten! Durch die Calle S. Pedro sprang ein Officier, ein Oberlieutenant, der Caserne zu. Dort wohnte ein Freund von ihm, der Hauptmann Ternate, und als er sein Haus in der Calle S. Pedro passirte und die Hausthür offen fand, trat er hinein, um diesen abzurufen. Der Hauptmann ging in Schlafrock und Pantoffeln im Hof spazieren.

„Aber, amigo capitano," rief ihn der Andere an, „wissen Sie denn gar nicht, was vorgefallen ist! Man hat den Präsidenten ermordet!"

„Alle Teufel!" sagte der Hauptmann wirklich überrascht, denn als er heute Morgen das Palais verließ, war zu der Wendung keine Aussicht — „der Präsident ermordet? Von wem?"

„Eine Militärrevolution, wie das Gerücht geht. Ziehen Sie sich nur rasch an, daß wir auf unsere Posten kommen. Außerdem heißt es, Santomo wäre Präsident — aber der Teufel werde daraus klug! Vorher begegnete mir Jemand, der behaupten wollte, er habe Castilla an der Spitze einer Schwadron Ulanen eben durch die Stadt galoppiren sehen. Das ist aber jedenfalls ein Irrthum. Eilen Sie sich nur! Ich mache, daß ich hinaus in die Caserne komme, denn wenn dort revidirt wird, ist es besser, wir sind bei der Hand!"

Er wandte sich eben zum Gehen, als draußen der Schritt einer Patrouille laut wurde. Vor der Thür hielt das kleine Commando und die Gewehrkolben rasselten auf die Pflastersteine nieder. In demselben Moment öffnete sich die Thür, ein Unterofficier mit vier Mann trat ein, und auf Hauptmann Ternate zugehend, sagte er, die Hand an der Mütze:

„Herr Hauptmann, auf Befehl Seiner Excellenz, des Präsidenten, bitte ich Sie, mir zu folgen. Sie sind mein Gefangener!"

Der Hauptmann wurde leichenblaß; sein Freund aber, der das für einen Irrthum hielt, rief aus:

„Das ist ja gar nicht möglich, Amigo, und

jedenfalls ein Mißverständniß! Lebt denn Präsident Castilla?"

„Allerdings — Gott schütze ihn!" rief der Unterofficier. „Was aber das Mißverständniß anbetrifft, Herr Oberlieutenant, so sind Sie dann vielleicht im Stand, es mit aufklären zu helfen. Ich habe ebenfalls Ordre, Sie zu verhaften!"

„Mich? das ist nicht übel!"

„Jeden, den ich bei Hauptmann Ternate treffen sollte, besonders jeden Officier," bestätigte aber der Mann, und daß er im Ernst war, ließ sich nicht bezweifeln. Hauptmann Ternate hätte auch wohl seinem Freund eine genügende Erklärung dafür geben können, aber er hielt es für zweckmäßiger, zu schweigen, bat nur um ein paar Minuten Geduld, daß er sich erst anziehen dürfe, und erhielt dann von dem Unterofficier zwei Mann zur Begleitung in sein Schlafzimmer, während die anderen beiden indessen bei dem Oberlieutenant zurückblieben und die beiden Herren nachher auf die Hauptwache führten.

Die Nachricht, daß ein Mordversuch auf den Präsidenten Castilla gemacht sei, überraschte die Bewohner von Lima beim Frühstück, und da eigentlich Niemand etwas Bestimmtes wußte, so durchliefen die widersprechendsten Gerüchte die

Stadt und erschreckten besonders alle Anhänger Castilla's oder die wenigstens, denen nur das Leben des jetzigen Präsidenten Stelle und Gehalt sichern konnte.

Morales war eben aufgestanden, als ein Dienstbote mit der Nachricht in das Zimmer stürzte, Castilla sei ermordet. Der Schreck schlug dem Herrn dabei so in die Glieder, daß er sich niedersetzen mußte. Aber in Verzweiflung sprang er gleich wieder auf, denn er wußte ja nicht, wer sein Nachfolger sei und was er von dem zu hoffen haben könnte. — Castilla ermordet, das wäre das Wenigste gewesen — ein anderer Präsident brauchte auch wieder Minister —, aber ob er gerade dabei gebraucht wurde, das war die Frage und eine Sache, die Señor Morales besonders stark bezweifelte.

Castilla ermordet! Einer schrie es dem Andern auf der Straße zu, und auf dem Theaterplatz, unter den Colonnaden des Hôtels, wo die Obsthändlerin eben ihren Stand aufschlug und dem Mulattenjungen mit half, die Körbe voll Weintrauben und Cherimoyas vom Maulthier zu heben, rief es ein auf einem andern Maulthiere vorbei galoppirender Neger dem Jungen zu, und schien

dann selber die größte Eile zu haben, um fort zu kommen.

„Castilla ermordet!" Oben am Fenster stand Franco, den die Ungeduld an diesem Morgen schon fast verzehrt hatte. Der Streich mußte jetzt gefallen sein, und noch immer konnte er keine Nachricht erhalten und durfte doch auch seine Burschen nicht danach schicken, denn wenn sein Name in Verbindung mit dem Attentat genannt wurde, war er verloren. Und jetzt — da drüben schrie es der Neger herüber, und die Obsthändlerin ließ vor Schrecken ihre Seite des Korbes los, daß die Cherimoyas über die Straße rollten. Es war aber auch kein Spaß, denn sie wußte jetzt nicht einmal, ob sie auspacken sollte oder nicht.

War der Präsident wirklich ermordet, dann gab es auch heute in der Stadt eine Revolution, und wer da auch siegte, Obst aßen sie Alle, und was frei auf der Straße stand, war dem ersten Pöbelhaufen preisgegeben, der gerade vorbeistürmte.

Franco oben taumelte aber ordentlich vom Balcon zurück und schloß die Thür; er mußte sich erst sammeln, so war ihm der freudige Schreck in die Glieder geschlagen — Castilla todt! Jetzt konnte er Rache an seinen Ecuadorianern nehmen; viel-

leicht wurde in diesem Augenblick schon der Dampfer geheizt, der ihn zurück nach Guajaquil führen sollte. Aber daß noch keine Nachricht von Desterres kam! Wie bestimmt hatte dieser versprochen, ihm auf der Stelle einen Boten zu schicken, sobald der Streich gefallen wäre, und Niemand kam!

Aber zu zweifeln brauchte er auch nicht mehr daran, denn die Leute riefen es sich ja schon auf der Straße zu, und der kleine Mulatte, sinnlich in Allem, was er that, und nur auf seinen eigenen Genuß bedacht, holte aus einer Schublade eine schon zu diesem Zweck und für diesen Moment aufgesparte Flasche Champagner vor, verschloß seine Thür und setzte sich seelenvergnügt in seine Hängematte hinein, um sie dort allein zu leeren und seinen höchst angenehmen Gedanken dabei nachzuhängen.

Draußen an seine Balconthür flog etwas an, als ob's ein kleiner Stein gewesen wäre. Er drehte rasch den Kopf danach und horchte; aber Alles blieb ruhig, und Franco, sich nicht weiter darum kümmernd, schlürfte das etwas warm gewordene Getränk mit stillem Behagen ein, während er mit den kurzen Beinen zu seinem in Gedanken getrillerten Lieblingsmarsch den Tact auf der staubigen Matte schlug.

Wildes Pferdegestampfe wurde draußen laut und die eisenbeschlagenen Hufe schlugen das Pflaster in scharfem Trab.

„Was war das?“ Franco sprang mit einem Satz aus seiner Hängematte, und Flasche und Glas daneben stellend, flog er nach der Balconthür, die er aufriß, um zu sehen, was es da draußen gäbe.

Die Straße herauf kam eine Schwadron Ulanen gesprengt, in voller Rüstung, die Fähnchen flatternd, die Carabiner an der Seite, die Säbel blank gezogen, und voraus, war denn das nicht, um Gottes willen — wieder zitterten ihm die Kniee, aber dieses Mal nicht vor freudigem Schreck — war denn das nicht Castilla, so gesund und lebenskräftig, wie er ihn je gesehen?

Und das Volk auf der Straße schwenkte die Hüte und jubelte ihm zu und hinter ihm her:

„Viva Castilla! Mueran los traidores!“

Unter seinem Fuß spürte der kleine Expräsident, der sich aber noch nie so „ex“ gefühlt hatte, in diesem Augenblick etwas Hartes. Als er unwillkürlich hinunter sah, bemerkte er ein zusammengerolltes Papier, und als er es aufnahm, sah er, daß es ein um einen Stein gewickelter Zettel sei.

Mit zitternder Hand wickelte er ihn auf, aber

es standen nur, noch dazu mit undeutlicher, offenbar verstellter Hand die Worte darauf: „Alles verloren!“

Er ließ den Zettel fallen, hob ihn aber rasch wieder auf, zündete ein Schwefelholz an und verbrannte ihn. Trotz der kritzlichen Züge kannte er die Handschrift: sie war von Oberst Desterres, und kein Zweifel mehr, daß der Schlag mißglückt. —

Und wirklich Alles verloren? War denn auch Alles verloren, wenn der eine Schlag einmal daneben ging, und konnte er nicht von einer festen und entschlossenen Hand, vielleicht mit mehr Glück, wiederholt werden? Er ging mit raschen, unruhigen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, und bittere Flüche, Flüche, so gemein, wie sie kein anderes Volk der Erde kennt, als die unteren Schichten der spanischen Race, flossen von seinen sich unaufhörlich bewegenden Lippen.

Und nicht einmal selber handeln konnte er jetzt, wenn er wirklich den Muth dazu gehabt hätte, bis er nicht wenigstens wußte, was verloren und in wie weit ihr ganzer Plan verrathen war. Aber dazu blieb es nöthig, daß er den Obersten Desterres selber sprach, und einen von seinen Burschen, den Juan, schickte er deshalb

augenblicklich an seinen Verbündeten ab, um ihn womöglich heimlich zu sprechen und zu bitten, gleich in das Hôtel zu kommen.

Bis der zurückkam, ließ sich gar nichts thun; Franco hatte aber seinen Spaziergang noch keine fünf Minuten im Zimmer wieder aufgenommen, als Corona mit Mestozzi und noch einigen anderen Mulatten sein Zimmer betraten und über den Mordversuch auf den Präsidenten äußerst bestürzt waren. Wußten sie doch nicht, in wie weit dieses verunglückte Attentat die Angelegenheiten ihres Präsidenten beeinträchtigen und störend ihre Pläne kreuzen konnte.

Besonders bedrängten sie Franco, Näheres über das Attentat, wie auch zu erfahren, was er jetzt zu thun beabsichtige, und daß er das selber nicht wußte, durfte er ihnen ja gar nicht sagen, wenn er sich nicht in ihren Augen compromittiren wollte. Um aber einen neuen Plan für die Zukunft zu entwerfen, mußte er vorher Oberst Desterres sprechen, und daß er dessen Erscheinen jetzt mit peinlichster Ungeduld erwartete, läßt sich denken.

Ehe der Oberst kam, war es aber auch nöthig, diesen jetzt gar nicht erwünschten Besuch los zu werden, und er ermöglichte das endlich durch die Bitte an sie, sich doch in der Stadt zu vertheilen,

und vor allen Dingen die Einzelheiten des Attentats auszuforschen. Dann sollten sie zurückkommen und ihm Rapport abstatten. — Bis dahin mußte ja Desterres bei ihm gewesen sein.

Aber Desterres kam nicht; nach einer Stunde etwa kehrte nur Juan, und wie es schien, mit einem ziemlich bestürzten Gesicht zurück.

„Nun, hast Du den Oberst gesprochen?" fuhr Franco rasch auf ihn ein.

„Ja, Señor," sagte der Bursche kleinlaut, „aber ..."

„Und kommt er?"

„Nein, Señor," stammelte Juan; „hat mir nur gesagt, wenn ich mich noch einmal bei ihm im Hause blicken ließe, würfe er mich die Treppe hinunter oder aus dem Fenster."

„So hat er Dich gar nicht gekannt!" rief Franco rasch.

„Nicht gekannt?" sagte Juan beleidigt. „Wie oft schon hat ihm Juan die Chocolade gebracht! Nicht gekannt? Gut genug, und es war ordentlich, als ob er erschräke, als ich zu ihm in's Zimmer trat, so geschwind sah er sich überall um und aus der Thür hinaus, ob auch Niemand horche."

Franco hatte die Arme auf den Rücken gelegt und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf

und ab. Vielleicht hatte der Oberst Recht, daß er jetzt jede Communication mit ihm abbrach, denn wie leicht konnte in diesem Augenblick, wo Hunderte von Spionen thätig waren, etwas Derartiges entdeckt und dann Beiden verderblich werden. Aber mußten sie denn nun nicht die weiteren Schritte berathen, und war das überhaupt möglich ohne persönliche Zusammenkunft? Aber gewiß kam er auch heute nach Dunkelwerden selber; nur dem Burschen hatte er das nicht anvertrauen wollen. So lange mußte sich der General noch gedulden — heute Abend kam er gewiß.

„Juan!"

„Señor?"

„Da, nimm den Champagner mit hinaus; trink' ihn, er ist warm geworden."

„Muchas gracias, Señor."

„Fort damit, nimm ihn hinaus und das Glas auch; rasch!"

General Franco mochte die Flasche nicht mehr sehen, aus der er heute den geglaubten Sieg gefeiert.

Rafael hatte an diesem Morgen eigentlich nach Callao fahren wollen, um dort über verschiedene Sachen, die Indianer betreffend, Erkundigungen

einzuziehen, da Bertrand heute Nachmittag in Lima eintreffen und mit ihm zum französischen Consul gehen wollte. Auf der Rhede lag überdies gerade ein französisches Kriegsschiff, und die Gelegenheit war günstig genug, jetzt die eingeleitete Rettung dieser armen, verrathenen Menschen zu verfolgen.

Um auf den Bahnhof zu gelangen, mußte er aber durch die Straße, in der das Palais des Präsidenten lag, und schon ehe er dieselbe erreichte, fiel ihm die Unruhe auf, die überall herrschte, und die Eile, mit der eine Menge Menschen herüber und hinüber stürzten. Noch hatte er freilich keine Ahnung des Geschehenen, bis er dicht vor dem Palais selber war und hier das Ganze rasch aus den Ausrufungen und Erzählungen der Umstehenden erfuhr. So gern er aber auch den Hof betreten hätte, um die Opfer zu sehen, ging das doch nicht an; das Gatterthor war geschlossen und Niemandem der Eintritt gestattet.

Eben wollte er sich abwenden, als Don Gaspar an dem Thor erschien und Einlaß begehrte. Er brachte eine Depesche von dem Kriegsminister an Se. Excellenz.

„Sieh' da, Rafael; was machst Du hier?"

„Ich hätte gern die gefallenen Officiere gesehen,“ sagte der junge Mann, „aber es scheint nicht erlaubt zu sein.“

„Komm nur mit mir hinein, mir müssen sie öffnen. Ich werde Dich dann, bis ich fortgehe, dem wachthabenden Officier übergeben.“

„Werda?“ rief die Schildwache den Officier an.

„Gut Freund — Depesche für Seine Excellenz.“

„Von wem?“

„Kriegsminister — selber zu überreichen.“

Der Posten verschwand in der Wachtstube, um seinem Officier Meldung zu machen, und kam gleich darauf zurück, um den Boten einzuzulassen. Rafael hielt sich an seiner Seite, und nachdem er dem hier commandirenden Officier empfohlen worden, schritt Don Gaspar dem Palais zu, um an den Präsidenten seine Botschaft auszurichten.

Rafael betrat indessen schaudernd in der Begleitung des Officiers den Raum, in dem man die Leichen vorläufig untergebracht hatte, bis sie beerdigt werden durften, denn die Gerichte mußten vorher ihre Erlaubniß dazu geben.

Es war ein recht trauriger Anblick. Sechs junge, frische Leben in der Blüthe ihres Daseins weggerafft, so lagen sie dort mit den Todeswunden

in ihren Herzen. Die Soldaten mußten vorzüglich getroffen haben, denn nur Einer von Allen hatte die Kugel in den Leib bekommen und noch einige Zeit gelebt. Einer war gerade in die Stirn getroffen, die Anderen alle in die Brust, manche von zwei Kugeln, und unter ihnen — Rafael erschrak ordentlich, als er das offene, bildschöne Gesicht des jungen Officiers von gestern wieder erkannte, der Lydien so ähnlich gesehen und jetzt kalt und bleich, mit der Todeswunde im Herzen, auf den Steinen vor ihm ausgestreckt lag.

„Du lieber Gott," seufzte er leise vor sich hin, „was da für hoffnungsreiche Leben so mit einem Schlag zerstört und vernichtet wurden — eines Phantoms wegen! — Und was bezweckten diese jungen Leute?" — Er fragte den ihn begleitenden Officier über die näheren Details; dieser aber zuckte die Achseln und sagte:

„Das ist eine höchst merkwürdige Geschichte und bis jetzt liegt sie noch völlig im Unklaren; denn kein Mensch weiß eigentlich, um was es sich hier gehandelt hat, was der Zweck des ganzen Unternehmens gewesen. Die Soldaten der Patrouille selber hatten, als sie hieher kamen, keine Ahnung von einem Ueberfall des Präsidenten, und gestehen jetzt sogar ein, daß sie nicht einmal

wüßten, ob ihr eigener Officier, der hier mit unter den Opfern liegt, darum gewußt oder die angeblichen Ueberbringer einer Adresse nur vielleicht begleitet habe. Sie folgten allein dem ersten Gefühl und schossen, mit viel furchtbarerer Wirkung freilich, als sie wohl selbst vermutheten, ihre Gewehre auf die Officiere ab."

„Und war es wirklich auf das Leben Castilla's abgesehen?"

„Ich glaube kaum," sagte der Officier, „denn weshalb kamen da die Verschworenen wieder zurück auf den Hof, wo sie den Präsidenten in seinem Haus drin rettungslos in ihrer Gewalt hatten? Ich begreife die ganze Sache nicht, und es scheint anderen Leuten eben so zu gehen. Jedenfalls war es ein Jugendstreich, von ein paar tollköpfigen jungen Burschen ohne alle Ueberlegung ausgeführt, und schwer, vielleicht zu schwer haben sie dafür gebüßt, während die eigentlichen, dahinter steckenden Schuldigen klug genug sich fern zu halten wußten, und jetzt auch wohl der verdienten Strafe entgehen werden."

Während sie zusammen sprachen, waren sie wieder auf den Hof hinausgetreten, wo ein höherer Officier draußen am Gitter eben Einlaß verlangte, um Se. Excellenz zu sprechen. Es war

Oberst Desterres, und die Schildwache meldete ihrem Officier das Verlangen desselben.

„Ich bedaure sehr, Herr Oberst,“ sagte dieser, zu dem Gitter tretend, „aber ich habe strengen Befehl, Niemanden heute Morgen vor Seine Excellenz zu lassen. Er will vollkommen ungestört sein.“

„Aber er wird uns doch erlauben,“ sagte der Oberst leidenschaftlich, „ihm unsere Glückwünsche für die fast wunderbare Rettung seines geheiligten Lebens zu bringen? Er weiß ja doch, wie wir an ihm hängen und wie furchtbar uns schon der Gedanke sein mußte, in Gefahr gewesen zu sein, ihn zu verlieren!“

„Heute Nachmittag wird Seine Excellenz gewiß die Glückwünsche der ihm Treugesinnten entgegen nehmen,“ sagte der Officier; „heute Morgen kann ich aber nichts weiter thun, als den mir gegebenen Befehlen nachkommen.“

Der Oberst mußte das allerdings einsehen, es ließ sich wenigstens nichts dagegen thun, und mit der Rechten einen der eisernen Stäbe gefaßt, die Linke auf das Gefäß seines Degens gestützt, stand er einen Moment und starrte nachdenkend und mißmuthig auf den Boden. Endlich sagte er:

„Gut, Kamerad, dann thun Sie mir wenig-

stens den Gefallen und melden Seiner Excellenz, zu welchem Zweck ich hier war und daß ich für heute Nachmittag um einen Moment Gehör bitte."

„Sehr wohl, Herr Oberst, soll pünktlich befolgt werden."

Der Oberst drehte sich ab und schritt die Straße hinauf der Caserne zu, und Rafael überdachte indessen noch einmal die fast heimliche Zusammenkunft des Todten da drin und eben dieses Obersten in der englischen Restauration. In welchem Zusammenhang standen die Beiden gestern?

„Sonderbar," sagte der Officier, als der Oberst sich entfernt hatte, „ob er's nicht weiß oder ob er sich nicht daran kehrt, daß auch ein Neffe von ihm da drinnen bei den Todten liegt?"

„Ein Neffe — welcher?"

„Der junge, hübsche Bursche links; der erste in der Reihe."

„Das war sein Neffe?"

„Ja, und es hieß, daß er sehr viel auf ihn hielt. Aber da draußen hör' ich die Ulanen angaloppirt kommen und dann wird auch der Präsident gleich hier sein. Lieber wär's mir, wenn Sie Ihren Freund vor dem Gatter erwarteten, ich bekomme sonst am Ende eine Nase."

„Mit dem größten Vergnügen; ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß Ihnen Ihre Freundlichkeit gegen mich irgend eine Unannehmlichkeit bereitete.“

Die Schildwache öffnete rasch das Thor, und Rafael hatte es kaum verlassen, als die berittene Escorte Castilla's, die Hälfte von ihnen Neger und wilde, entschlossene Gestalten, mit donnernden Hufschlägen vor den Palast sprengte und hier Front machte. Das Pferd des Präsidenten wurde zu gleicher Zeit vorgeführt und wenige Minuten später erschien er selbst in voller Generalsuniform, um durch die Stadt zu reiten und durch sein eigenes Erscheinen die Bewohner von Lima zu beruhigen.

Als er den Fuß in den Steigbügel hob, trat der Officier zu ihm heran und begann die Meldung, die Oberst Desterres für Se. Excellenz hinterlassen. Der Präsident ließ ihn aber gar nicht ausreden. Wie er den ungefähren Sinn verstanden, winkte er mit der Hand und rief:

„Schon gut, schon gut; sie sollen mich jetzt ungeschoren lassen, besonders — ich will nichts wissen! Sie sollen warten, bis ich sie rufen lasse!“

Damit schwang er sich noch gewandt und rüstig

in den Sattel, und wenige Secunden später flog er an der Spitze der kleinen, etwa aus dreißig Mann mit zwei Trompetern bestehenden Escorte wie ein eisernes Wetter die Straße hinab.

2.
Ein neues Verbrechen.

Die nächsten Tage nach den eben beschriebenen Vorfällen herrschte für alle solche eine schwüle Luft in Lima, die sich nicht recht rein fühlten oder gar wußten, daß sie hier oder da über Castilla's Regierung gesprochen und diese getadelt hatten. Er fanden auch eine Menge von Verhaftungen statt, während zu gleicher Zeit die verworrensten Gerüchte über das Attentat selber Lima durchliefen.

War es aber Castilla's eigene Absicht gewesen, daß nichts Genaueres darüber in das Publikum bringen sollte, so hatte er diese vollkommen erreicht, und die Nachforschungen wurden dabei so geheim und mit solchem Eifer betrieben, daß sich keiner der Mitschuldigen, wenn er vielleicht jetzt

auch noch unbelästigt umherging, sicher fühlen konnte. Aber er durfte auch nicht wagen zu fliehen, denn dadurch hätte er seine Schuld selber eingestanden oder sich wenigstens sehr verdächtig gemacht, und es blieb eben nichts weiter zu thun übrig, als das Kommende ruhig und geduldig abzuwarten.

Auch dem französischen Consul kam dieses Attentat sehr ungelegen, denn so unmittelbar nach demselben konnte er doch nicht gut gegen die Regierung mit einer Klage auftreten. Allerdings ließ er sich schon am nächsten Tage bei dem Präsidenten melden, um ihm im Namen der französischen Regierung seinen Glückwunsch für die abgewandte Gefahr darzubringen; aber mit solch einer Mission ließ sich keine Beschwerde vereinigen, und die Sache mußte wenigstens auf kurze Zeit hinausgeschoben werden.

Rafael hatte indessen seine Zeit nicht müßig hingebracht und mit allem Eifer nach Spuren des Gesindels geforscht, das jenen Raub im Carneval ausgeführt. Nur die von Lydia erhaltene Adresse war bis jetzt nicht benutzt worden, weil er immer noch hoffte, einen Zusammenhang mit derselben zu entdecken. Er so wenig wie die Polizei, mit der er jetzt ebenfalls oft verkehrte, ermöglichten

das, und es blieb ihm nun nichts Anderes übrig, als diesen letzten Schritt zu thun, obgleich er sich auch davon keine große Hoffnung machte. Schon zu viel Zeit war verflossen und den Dieben zu viel Raum gegeben, das, was sie gestohlen, auch mit aller Ruhe in Sicherheit zu bringen. Jedenfalls mußte es aber versucht werden — er wollte sich selber keine Vorwürfe machen können —, und um erst einmal das Terrain kennen zu lernen, beschloß er, das Negerdorf selber zu besuchen.

Eine Ausrede dazu, den Negern gegenüber, war leicht gefunden. Er brauchte nur z. B. eine Kuh zu kaufen, was ihm ja leicht Gelegenheit gab, auf den verschiedenen Chagras das Vieh selber zu besichtigen und seine weiteren Beobachtungen dabei anzustellen. Aber er mochte das auch nicht gern allein thun, und da er Bertrand als einen vollkommen praktischen Menschen kannte, der vielleicht selbst in dem Negerdorf nicht ganz fremd war und wahrscheinlich schon mit einem oder dem andern der Insassen verkehrt hatte, so dachte er diesen aufzusuchen und um seine Begleitung zu bitten.

Noch vor Tag ritt er von Lima fort, um die kühlste Zeit zu benutzen, und passirte mit dem ersten Licht des jungen Morgens die letzte Po-

sada am Weg, von wo die weite Oede begann und sich bis zu den Hacienden ausdehnte.

In der vom Weg abgelegenen Posada fiel ihm das Leben auf, welches dort herrschte. Sie hatten zu so früher Stunde Licht im Hause und er hörte Stimmen und sah Leute hin und her gehen. Aber was kümmerte ihn das Volk dort drinnen, von dem er froh war, wenn es ihn nicht belästigte! Er fühlte auch fast unwillkürlich nach seinen Revolvern in den Holstern und ließ seinen wackern Braunen schärfer austraben, um nur rasch aus dem Bereich des dort wohnenden Gesindels zu kommen.

Eine Legua hatte er so in einem ordentlichen Trab zurückgelegt und wieder jene niederen Gartenmauern erreicht, zwischen denen ihm damals der einzelne Reiter, jener Señor Perteña, auf so verdächtige Weise begegnet war. Seine Gedanken flogen zurück zu jenem Morgen — wer war jener Bursche eigentlich? In wie wunderlicher Weise hatte er nicht jetzt schon mehrmals seinen Weg gekreuzt, und wovon lebte er in Lima, was trieb er? Rafael hatte danach die genauesten Erkundigungen eingezogen, aber gar nichts Bestimmtes über den jungen Herrn erfahren können, als daß er als Señor lebe, ziemlich viel Geld ausgäbe,

ohne selber Vermögen zu haben, zu Zeiten auch ziemlich hoch und nicht immer mit Glück spiele und jetzt dem Präsidenten empfohlen sei, um von diesem, wie Hunderte seines Gleichen in Peru, mit einer nominellen Anstellung und einem reellen Gehalt für Lebenszeit, d. h. so lange der Präsident lebte, gesichert zu werden.

Perteña war jedenfalls von guter Familie, denn sein ganzes Benehmen zeigte, daß er sich von Jugend auf in guter Gesellschaft bewegt.

War es da eigentlich möglich, daß er einen Raubmord auf offener Landstraße versuchen sollte? Und warum nicht? — Rafael kannte seine Landsleute von früher her und wußte, welche wunderliche Laufbahn manche von ihnen verfolgten, bis sie das Ziel erreichten, dem sie entgegenstrebten: eine Anstellung, um das dann auf gesetzliche Weise fortzusetzen, was sie bis dahin in ungesetzlicher versucht hatten — das Publikum zu plündern.

Und wie sonderbar und ängstlich sich Lydia damals bei dem Besuch des jungen Mannes betrug! Er hatte sie deshalb befragen wollen, aber nie mehr Gelegenheit zu einer nur einigermaßen ungestörten Unterhaltung bekommen. Kannte sie ihn etwa schon von früher her?

Sein Grübeln wurde auf etwas gewaltsame

Weise unterbrochen, denn der Braune flog so rasch und scharf auf die Seite und sprang mit allen vier Beinen so plötzlich vom Boden ab, daß Rafael, der dem Thier vollständig die Zügel gelassen hatte, fast aus dem Sattel geworfen wäre. Mit Mühe hielt er seinen Sitz und zügelte das erschrockene Thier so weit ein, daß es wenigstens seiner Lenkung wieder folgte; aber vor dem Platze scheute es noch immer zurück und wollte nicht wieder vorbei.

Nun fühlte Rafael gar keine besondere Lust, sich gerade in dieser Gegend, welche die verrufenste war, länger als nöthig aufzuhalten. Allerdings hatte man in den letzten Wochen von keinem Raubanfall wieder gehört, und es schien doch, als ob die Straße, auf der, einem Befehl des Präsidenten nach, bestimmte Cavallerie-Piquets von Zeit zu Zeit patrouilliren mußten, dadurch mehr an Sicherheit gewonnen hätte.

Der Platz lag aber viel zu einsam und öde, und hinter den niederen Lehmmauern konnte sich recht gut schlechtes Gesindel verborgen halten und einem einsamen Reisenden, ohne selbst entdeckt zu werden, mit Feuergewehr auflauern. Trotzdem aber wollte er wenigstens sehen, was sein Pferd hatte, daß es so auffallend vor der einen Stelle scheute,

und einen Revolver in die Rechte nehmend, zwang er das Thier endlich mit scharfem Sporn, seinem Willen zu gehorchen und die Straße wieder anzunehmen.

Er brauchte dort nicht lange zu suchen. Mitten auf dem staubigen Weg lag eine Blutlache, die er vorher, mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, nicht bemerkt hatte, und einzelne Blutflecke führten links ab nach der nächsten Mauer zu, auf der er oben deutlich die verrätherischen Spuren erkennen konnte.

Einen Moment warf er den Blick unschlüssig die Straße auf und ab, denn gerade hier hätte er keiner Uebermacht des Gesindels begegnen mögen. Nirgend war aber ein menschliches Wesen zu erkennen, und hatte hier wirklich ein Raubanfall stattgefunden, so ließ es sich denken, daß die Mörder den Platz ihres Verbrechens schon lange gemieden haben mußten, ihm also jetzt nicht mehr gefährlich werden konnten.

Rasch entschlossen, ritt er eine kleine Strecke weiter, wo er sein Pferd an einen Busch anbinden konnte, stieg ab, schob den einen Revolver in seinen Gürtel, nahm den andern in die Hand und schritt dann zu der Stelle zurück, an welcher der Mord jedenfalls verübt worden. Die Mauer war

nicht sehr hoch, er konnte sich mit Leichtigkeit hinaufschwingen und brauchte dort nicht lange zu suchen. Der Leichnam lag dicht dahinter und schien nur dort hinübergeworfen, um ihn aus dem Weg zu haben und eine Entdeckung nicht zu rasch herbeizuführen.

Einer konnte den Mord aber nicht verübt haben, denn allein wäre er nicht im Stande gewesen, den schweren Körper auf die Mauer zu heben. Daß er von dort nachher hinabgeworfen worden, zeigte schon die Lage, in der ihn Rafael fand, denn er mußte mit dem Kopf zuerst hinuntergestürzt sein.

Der junge Mann besann sich nicht lange, sondern sprang ebenfalls hinüber, um den Thatbestand wenigstens in etwas zu untersuchen. Der Ermordete war in einfachem Reiseanzug, aber die Kleider nichts desto weniger von feinem Tuch und eben so das feinste Leinen zu seiner Wäsche. Den Leichnam selber hatten die Mörder aber auf das unbarmherzigste verstümmelt und das Gesicht besonders so zerschnitten, daß es nicht möglich war, irgend einen Zug zu erkennen. Natürlich nahmen sie eben so Alles mit, was zu einer Spur seiner Entdeckung hätte führen können. Seine Taschen waren vollständig geleert und es blieb dem jun-

Mann nichts weiter übrig, als eben draußen in den Hacienden bei dem Gobernador die Anzeige zu machen, denn nach Lima deshalb zurück zu reiten, dazu fehlte ihm natürlich die Lust.

Ehe er den Platz verließ, sah er sich allerdings noch einmal nach Spuren um; aber es war ganz unmöglich, in dem harten, staubigen Boden etwas Anderes zu erkennen, als eine Menge verworrener Fährten von Thieren und Menschen, die sich auf der Straße gekreuzt hatten. Hier an der Mauer und auf der andern Seite derselben ließen sich allerdings die Eindrücke von Schuhen unterscheiden, aber so schwach und undeutlich, daß ein geübteres Auge dazu gehört hätte, um zu sagen, ob sie von einer oder von verschiedenen Personen herrührten.

Don Rafael gab diese Untersuchung auch bald auf; in der That fühlte er sich in dieser unheimlichen Nachbarschaft nicht wohl, und über die Mauer zurückspringend, machte er, daß er wieder in den Sattel kam, und hatte bald die Ansiedlungen erreicht.

Allerdings spähte er unterwegs scharf umher, ob er nicht irgendwo einen Reiter oder vielleicht auch einen Fußgänger entdecken könne, um irgend einen Anhalt an die Mörder zu bekommen; aber

es war kein lebendes Wesen außerhalb der Straße zu erkennen, und auf der Straße begegnete er nur den gewöhnlichen Arrieros, die aus dem Lande mit Producten kamen, oder überholte kleine Trupps von Eseln oder Maulthieren, die theils in den gebräuchlichen eisernen Röhren Quecksilber oder auch andere Gegenstände des Handels nach Cerro de Pasco über die Cordilleren schafften.

Möglich, daß die erste Caravane, die er überholte, den Platz des Verbrechens schon nach dem Morde passirt hatte; diese Züge sind aber auf diesem trockenen Weg in eine solche Wolke von Staub eingehüllt, daß sie auf gar nichts außer sich achten. Und hätten sie die Blutspuren wirklich bemerkt, sie wären die Letzten gewesen, eine Anzeige davon zu machen oder gar weiter nachzuspüren. Das waren Sachen und Dinge, von denen sie nie einen Nutzen und nur Unannehmlichkeiten haben konnten — ja, wurden die Mörder wirklich entdeckt, und kam es heraus, daß sie die Anzeige gemacht, wer bürgte ihnen dann dadafür, daß deren Freunde sich nicht an ihnen rächten! Nein, sie lagen das ganze Jahr auf der Landstraße, und unnöthiger Weise machten sie sich da schon von selber keine Feinde.

Rafael ritt, zwischen den Hacienden ange-

kommen, augenblicklich zum Gobernador, den er mit der Neuigkeit des entdeckten Mordes eben nicht angenehm überraschte. Der Mann saß gerade beim Frühstück, wo sich bekanntlich Niemand gern stören läßt, und sollte jetzt in die heiße Sonne hinausreiten, um einen sehr fatalen Mord zu constatiren, von dem er nachher nur eine Masse von Scherereien hatte. Anfangs hoffte er auch noch, nach der oberflächlichen Beschreibung des Platzes, die Sache von sich ab- und den Behörden von Lima zuwälzen zu können; aber es ging nicht. Die Gärten dort lagen mit unter seiner Jurisdiction, und seufzend und innerlich fluchend entschloß er sich endlich seiner Pflicht nachzukommen.

Er war Gobernador, ja, und bekam dafür sein bestimmtes, ziemlich gutes Gehalt; aber damit war doch nicht gesagt, daß er sich alle Augenblicke in seiner Häuslichkeit müsse stören und in die heiße Sonne und das staubige Land hinausjagen lassen! Er war Gobernador geworden, um seine Ruhe zu haben, nicht um anderer Leute Diener zu machen.

Rafael kümmerte sich indeß wenig um den Zorn des langweiligen Burschen, stieg wieder in den Sattel und ritt jetzt langsam nach Bertrand's

Hacienda hinüber. Dabei passirte er wieder das Haus der alten Pascua, deren Thür offen stand, und die Alte saß oder kauerte vielmehr auf der Schwelle, um hier draußen, wo sie besseres Licht hatte, eine Jacke, die wahrscheinlich dem jungen Cholo gehörte, an einem der Aermel auszubessern.

Wie sie den Hufschlag des Pferdes hörte, sah sie empor, und es war Rafael fast, als ob sie im ersten Moment erschrecke und selbst die vor ihr liegende Arbeit bei Seite schieben wollte. Ob sie ihn aber für Jemand anders gehalten, ob sie so rasch ihr erstes Gefühl bezwang — mürrisch rückte sie sich die verschobene Brille auf der Nase zurecht und bog sich wieder zu ihrer Arbeit hinab. Was kümmerte sie der Reiter, der auch nicht anhielt, sondern nur, wenn auch langsam im Schritt, vorüber ritt!

Bald darauf hielt Rafael wieder vor Bertrand's Hacienda, wo die Hunde einen Lärm machten, als ob er ein ganz Fremder gewesen wäre. Erst als er den Hof selber betrat, erkannten sie ihn wieder und sprangen an ihm hinauf.

Rafael schritt auf das Haus zu und fand Juanita dort allein. Bertrand war unten in einer Cacao-Anpflanzung, mit der er einen Versuch ge-

macht hatte, sie im Schatten von Bananen groß zu ziehen.

Als er das Haus betrat, kam ihm das junge Mädchen entgegen, reichte ihm die Hand und sagte herzlich:

„Und so lange haben Sie sich nicht bei uns sehen lassen, Don Rafael! O, wie oft hat der Vater nach Ihnen gefragt und verlangt, und ist zuletzt ordentlich böse geworden, daß Sie gar nicht kamen! Sie waren doch nicht krank?"

„Nein, Juanita," sagte Rafael, der schon lange das kältere „Señorita" hatte fallen lassen und zu dem von alten Zeiten her gewohnten Juanita zurückgekehrt war — „krank nicht, aber recht beschäftigt, und eigentlich, wenn ich aufrichtig sein will, mit lauter Dingen, die mich gar nichts angehen."

Juanita sah zu ihm auf, denn sie begriff im ersten Augenblick nicht recht, was er meinte. Wie lieb das junge Mädchen heute aussah, welch ein feines, durchsichtiges Roth ihre Wangen färbte, wie klar und treuherzig ihn die guten Augen anschauten, und doch auch wieder wie fragend über den Sinn seiner Rede! Fast unwillkürlich mußte er im Geist die beiden Mädchen mit einander vergleichen — Lydia und Juanita, und Rafael gestand sich selber, daß man Juanita hätte für schön hal-

ten müssen, wenn man Lydia eben nicht kannte. Lydia war aber unbedingt schöner; schon das feurig lebendige und kluge Auge gab dem Gesicht einen ganz andern, sprechenderen Ausdruck, und ihr Lächeln — das war rein bezaubernd.

Juanita senkte erröthend das Köpfchen, denn Rafael hatte sie gar so fest und durchdringend angesehen, und sagte schüchtern:

„Ich verstehe Sie nicht, Señor — die Sie nichts angehen?"

„Ja," sagte Rafael zerstreut, „ich habe mich eigentlich nur mit den Angelegenheiten anderer Leute beschäftigt und vielleicht nicht einmal viel Dank damit geerntet, wenigstens sehr geringen Nutzen bis jetzt erzielt. Aber wo ist Ihr Papa, Juanita?"

„Bei den Cacaobäumen; ich habe schon einen der Leute hingeschickt, um ihm Ihre Ankunft melden zu lassen."

„Vielen Dank — und ist es Ihnen gut gegangen in der Zeit? Ich erinnere mich, als ich zuletzt hier war, fühlten Sie sich ein wenig leidend. Ich glaube Sie arbeiten zu viel, Juanita — schonen Sie sich ein wenig. Bedenken Sie, daß Ihr Papa weiter Niemanden in der Welt

hat, wie Sie, und daß Sie sich ihm erhalten müssen."

Juanita lächelte; aber es lag dabei eine tiefe Wehmuth in den lieben Zügen, und fast erwünscht, wie es schien, kam ihr in diesem Augenblick der Vater, welcher schon unten in der Hausthür heraufrief:

„Na, das ist gescheidt, Junge! Herumtreiber, wo hast Du so lange gesteckt? Ich habe so viel mit Dir zu reden, und mit keiner Fingerspitze läßt er sich blicken" — und dabei stand er oben und schüttelte dem jungen Mann dem Arm mit einem Eifer, als ob er nicht übel Lust habe, ihn auszurenken.

„Wir hätten doch in der Zeit nichts machen können," sagte Rafael, „denn es ist ordentlich, als ob ganz Lima durch das Attentat verwirrt und auf den Kopf gestellt wäre, so sind die vielen Verhaftungen den Leuten in die Glieder gefahren."

„Weil sich keiner von den Lumpen sicher fühlt," lachte Bertrand, „denn etwas haben sie fast alle auf der Kreide, und wo der und jener aufgefaßt und eingesteckt wird, fürchten sie ja natürlich, daß der — und wenn er der beste Freund wäre — Alles aussagen würde was er weiß, nur um

seine eigene Haut zu retten. Sind sie doch von sich selber dabei überzeugt, daß sie, in seiner Stelle, es nicht um ein Haar breit besser machen würden. Ja, ja, solch' Stellenjäger-Gesindel! Da ist mir wahrhaftig ein ehrlicher Straßenräuber lieber, der sagt doch offen: Ich bin ein Schurke und nehme, was ich kriegen kann!"

„Der ehrliche?" lachte Rafael. „Aber da fällt mir ein," fuhr er wieder ernster fort, „daß mit Ihren Straßenräubern hier doch auch nicht zu spaßen ist."

„Was, bist Du wieder Deinem Reiter begegnet?"

„Nein, aber ich habe die blutigen Spuren irgend eines Reiters unterwegs gefunden: den Leichnam eines Ermordeten und Beraubten."

Bertrand nickte still und ernst vor sich hin.

„Ja," sagte er leise, „das sind die Folgen, daß Castilla die Todesstrafe aufgehoben hat, denn vor den Gefängnissen fürchten sie sich nicht so viel! Wenn erst einmal das neue Zellengefängniß fertig ist, was sie jetzt begonnen haben, dann kann möglicher Weise wieder ein bischen Respect in die Bande kommen, denn sie trotzen jetzt nur darauf, daß sie, wenn auch eingesperrt, doch in der nächsten Nacht ausbrechen können. Aber der

Galgen hat ihnen doch mehr imponirt. Das Halszuschnüren scheint ihnen ein zu fataler Gedanke gewesen zu sein, und seit das abgeschafft wurde, sind sie wieder so übermüthig und frech geworden, wie nur je. Apropos, noch nichts von dem Diebstahl im Deringcourt'schen Hause entdeckt? Das war doch auch frech genug ausgeführt!"

„Noch nicht die Spur — aber doch ja, die Spur wohl, und das ist auch die eigentliche Ursache, weshalb ich heute herauskam. Ich wollte Sie bitten, mit mir in das Negerdorf, gleich rechts am Wege nach Lima zu, hinein zu reiten, und zwar nur, um vorläufig zu recognosciren."

„Da werden wir 'was Rechtes zu sehen bekommen!" lachte Bertrand; „höchstens können wir Grobheiten und Spottlieder einstecken, die das schwarze Gesindel hinter uns drein schreien und singen wird. Das ist eine Staatsbande!"

„Ich will eine Kuh kaufen," sagte Rafael, „und denke doch, daß das eine Einführung sein wird."

„Das allerdings," nickte Bertrand; „so wie sie etwas zu verdienen hoffen, sind sie bei der Hand und können noch dazu so höflich sein wie ein Chinese. Aber dann wollen wir gleich nach

dem Frühstück wieder fort, daß wir noch vor Dunkelwerden zurück sind; denn jetzt bleibst Du doch bei uns, bis wir zusammen in die Stadt reiten, um die Insulanergeschichte in Ordnung zu bringen?"

„Wenn wir nicht etwas Wesentliches entdecken, hab' ich in der Stadt allerdings in den nächsten Tagen nichts zu thun."

„Na, die Beruhigung kann ich Dir geben," sagte der alte Franzose, „daß wir dort nichts Wesentliches entdecken werden, denn das Gesindel ist noch schlauer wie die Weißen und läßt sich selten auf einem faulen Pferd ertappen. Sieh' nur nach Deinem Thier, daß das ordentlich zu fressen und zu saufen bekommt; nachher können wir losreiten."

3.

Das Negerdorf.

Rafael's Brauner, von dem Morgenritt überdies nicht angestrengt, hatte tüchtig gefressen und sich ausgeruht, und die beiden Männer ritten jetzt in scharfem Trab wieder die Straße zurück, welche nach Lima führte.

Unterwegs sahen sie einen einzelnen Reiter vor sich, der vor ihnen herritt, aber wunderliche Capriolen auf seinem Pferd machte, und dieses bald an die eine, bald an die andere Seite der Straße lenkte.

„Was, zum Teufel! treibt der Bursche nur da vorn," sagte Bertrand endlich, der ihn schon eine Weile scharf beobachtet hatte; „der reitet genau so, als ob er gegen den Wind auflavirte!"

„Das ist jedenfalls ein Eingeborener und möglicher Weise betrunken," meinte Rafael.

„Das wäre früh am Tage," lachte Bertrand, „aber er scheint wirklich zu viel Oberfracht zu haben. Wir wollen einmal ein wenig schärfer zureiten und sehen, wer es ist" — und ihren Thieren die Sporen gebend, sprengten die Beiden auf der Straße dahin und kamen dem wunderlichen Caballero rasch näher. Ehe sie ihn aber völlig erreichten, und ob sein Thier vielleicht von den heranklappernden Hufen unruhig geworden war, kurz, es machte ein paar rasche Sätze, warf dann den Kopf zwischen die Vorderbeine und die Hinterbeine hinten aus und schleuderte seinen Reiter wie einen Sack mitten in die Straße hinein, daß eine ordentliche Staubwolke um ihn her aufstieg.

Gerade zu diesem Moment kamen die zwei Freunde und zügelten ihre Pferde, während sein Thier ruhig stehen blieb und nur mit dem Kopf schüttelte, neben dem Gestürzten ein, in dem Bertrand augenblicklich seinen Nachbar, den Cholo, erkannte.

„Holla, Pedro!" rief er diesem zu — „was, zum Henker, treibst Du denn hier auf der Erde? Willst Du im Staub schwimmen lernen?"

„Caracho!" fluchte der Bursche, indem er wieder

auf die Füße sprang und die beiden Männer wild und wie verstört anstarrte. „Was habt Ihr Zwei denn wieder hier herum zu spioniren, heh? Verdammniß über Euch — über Dich und Deinen schuftigen Gefährten!" — Und dabei blitzten seine Augen tödtlichen Haß auf Don Rafael, und seine Hand suchte so augenscheinlich nach einer vielleicht verborgenen Waffe, daß der junge Peruaner fast unwillkürlich die Hand auf den Kolben seines Revolvers legte.

„Er ist todtrunken," beschwichtigte ihn Bertrand; „laß den Burschen, der Branntwein allein spricht aus ihm; komm, wir wollen uns nicht den schönen Morgen mit dem Thier verderben" — und seinem Pferd den Schenkel gebend, sprengte er an ihm vorüber. Rafael folgte ihm, aber mehr auf seiner Hut, denn der Cholo hatte jetzt in der That sein langes Messer aus dem Gürtel gezogen; aber er fühlte sich doch wohl nicht fest genug auf den Füßen, um einen wirklichen Angriff zu wagen, denn nur unarticulirte Flüche schickte er hinter dem Reiter drein, und als dieser sich noch einmal umsah, taumelte er schwerfällig wieder zu seinem Pferd zurück.

Bald darauf erreichten sie die Stelle, wo Rafael an diesem Morgen den Leichnam entdeckt hatte.

Noch war der eifrige Gobernador mit seiner Mannschaft nicht hier gewesen, und eine Unzahl von Aasgeiern saß überall auf den nächsten niederen Bäumen, ja, selbst auf der Mauer und schaute gierig nach dem leckern Mahl hinunter, wagten sich aber noch nicht an die Gestalt des Menschen, bis einer der kühnsten vielleicht einen verzweifelten Angriff machte und die übrigen ihm dann mit krächzendem Heißhunger gefolgt wären.

Rafael deutete hinüber, wo die Leiche lag. Bertrand winkte aber abwehrend mit der Hand und sagte:

„Vorbei, Compañero; ich weiß, wie derlei aussieht, und bin ihnen oft genug an dieser Straße begegnet. Du hast die Anzeige gemacht, das ist genug; dem armen Teufel da drüben können wir doch nicht mehr helfen, und die paar Aasraben thun ihm auch keinen Schaden weiter — vorbei.“

Eine halbe Stunde später etwa erreichten sie die Posada am Wege. So lebendig der Platz aber am frühen Morgen gewesen war, als Don Rafael dort vorüber ritt, so todt lag er jetzt, und das Haus schien wie ausgestorben. Aber keiner der Männer kümmerte sich darum. Nur einen flüchtigen Blick warfen sie hinüber, denn in der

Thür vorn kauerte die alte, halb blödsinnige Frau und gesticulirte vor sich hin mit dem braunen, abgemagerten, rechten Arm; aber kein Laut drang zu ihnen herüber.

Bertrand wandte sich einmal zu Rafael, als ob er ihm etwas sagen wolle, aber die Straße herunter sahen sie einen kleinen Trupp Gensd'armen kommen, und beider Gedanken kehrten damit auch zu dem verübten Verbrechen zurück, das sie hier vielleicht besser zur Anzeige bringen konnten, wie draußen bei dem faulen Gobernador.

Der Zugführer der Gensd'armen schien indeß nicht übel Lust zu haben, die beiden Freunde nach Anzeige des Mordes gleich bei sich zu behalten. Nur erst, als sie ihre Namen genannt und der Franzose sich als Ansiedler declarirt hatte, mochte er eine bessere Meinung von ihnen bekommen, notirte sich übrigens die Namen und ritt dann im scharfen Trab der Stelle zu.

Als der kleine Zug Gensd'armen kaum zehn Minuten später, eine Staubwolke aufwirbelnd, an der Posada vorüberritt, saß die Alte noch immer in der glühenden Sonne; aber ihr Blick wurde auf den Lärm gelenkt, den die Patrouille machte, und als sie vorüber war, lachte sie ingrimmig vor sich hin und murmelte:

„Da ziehen sie, die Aasgeier des weißen Stammes — ob sie nicht das Blut auf Leguas wittern? Reitet, reitet! Ihr kommt noch früh genug und doch zu spät! Reitet, reitet, und der Fluch der Verdammniß über Euch! — Und wieder in ihr dumpfes Brüten zurückfallend, murmelte und focht sie mit den Armen still, aber lebhaft vor sich hin.

Bertrand und Rafael bogen jetzt in die rechts abführende Quergasse ein, die nach dem Negerdorf hinüberführte, und es erforderte, dort angekommen, einige Gewandtheit, um die bezeichnete Adresse zu erfragen, ohne die Nachbarn mißtrauisch gegen ihre Absicht zu machen. Mit der Ausrede aber, die sich Rafael ersonnen, ging es doch ziemlich leicht, denn nachdem die beiden Weißen in ein paar kleinen Häusern nachgefragt hatten, ob dort keine Kuh zu verkaufen wäre, gaben sie vor, an diese Adresse gewiesen zu sein, und ein kleiner, sieben- oder achtjähriger Bursche erbot sich, sie hinzuführen.

Sie kamen dort in das eigentliche Herz des Negerviertels, in dem sogar einige kleine Kauf- und Kramhütten nicht fehlten, Alles von Lehm natürlich gebaut und einfach nur mit Binsen gedeckt, um Schutz gegen Sonne und Thau zu haben,

denn einen Regen brauchte Niemand zu fürchten. Uebrigens schienen die Schwarzen hier nicht einmal einen Cholo zwischen sich geduldet zu haben, und selbst nur sehr wenigen Mulatten begegnete man. Es war die reine Negeransiedlung, welche sich hier gebildet hatte, und in der That hielten die früheren Sclaven auch hier eine Anzahl von kleinen, gut bewässerten Chagras, auf denen sie gerade so viel arbeiteten, wie sie freute, und das war eben nicht übermäßig viel.

Hauptsächlich schienen sich die meisten der hier Wohnenden auf den Milch- und Butterverkauf gelegt zu haben, denn die Viehzucht machte ihnen nicht so viel Mühe wie der Acker- und Gartenbau, und was sie erzogen, wurde ihnen in Lima ganz außerordentlich gut bezahlt.

Was für ein wunderliches Treiben das in dem Negerdorf war, und Rafael, der diesen Platz zum ersten Mal betrat, kam es fast so vor, als ob er in ein ganz anderes Land versetzt sei, so fremdartig, so unperuanisch sah hier Alles aus! Alles bewegte sich dabei und arbeitete oder saß auf der Straße, und es war fast, als ob die Häuser selbst nur zum Schlafen benutzt würden.

Vor einer Menge von Thüren standen große Waschfässer, an denen alte, würdige Damen in

einer fast paradiesischen Unschuld — was ihre Kleidungsstücke betraf — in der Sonne die schwarze, fettglänzende Haut braten ließen und die Hemden der weißen Caballeros bearbeiteten. Von einem Haus zum andern wurden zugleich sehr lebendige und oft nicht immer friedliche Debatten geführt, denn es giebt nichts Eigenwilligeres unter der Sonne als ein altes Negerweib.

Schon in der Sclaverei zeichnen sie sich aus; mit dem Bewußtsein der Freiheit und Gleichheit werden sie aber vollkommen unerträglich. Sie alle, ohne Ausnahme, haben dabei die Gewohnheit, so laut als nur irgend möglich zu reden, ja ordentlich zu schreien, und das schallende Gelächter der Männer dazwischen, die bald hier oder da in einer Thür standen und ihre kurze Pfeife rauchten, bald, mit der Ausbesserung von Sattel- und Riemenzeug beschäftigt, vor irgend einer Thür saßen, machte zusammen einen Lärm, den man weithin hören konnte.

Außerdem trieben sich noch eine Masse halb und ganz nackter Kinder und Hunde draußen herum und lachten, schrieen, sangen nnd bellten, daß es eine Freude war, kurz, Leben konnte man diesem kleinen Negerdorf nicht absprechen, wenn ihm auch ein wenig mehr Reinlichkeit vielleicht zuträglich

gewesen wäre. Die schwarzen, sehr unabhängigen Damen schienen aber Alles, was ihnen nicht benutzbar vorkam, nur einfach auf die Straße hinaus zu werfen, und wenn auch eine Anzahl von Aasgeiern in dem speciellen Dienste dieser Megären stand, vermochten sie doch nicht Alles so rasch wieder hinweg zu räumen, wie es ihnen geboten wurde. Einzelne Stellen waren sogar von den noch unverzehrten Ueberresten einer todten Katze oder eines erschlagenen Hundes verpestet, ohne daß es die Nachbarschaft, allen Anzeichen nach, besonders gestört oder belästigt hätte. Eine gründliche Reinigung dieses Quartiers wurde auch wirklich nur an Samstag-Abenden vorgenommen.

Weiße betraten diesen Ort, wie schon erwähnt, nie oder doch nur höchst selten, und der schwarze Nachwuchs des Platzes begann schon sich für die beiden Reiter zu interessiren, als diese vor einem der nächsten Häuser anhielten.

„Señorita," redete hier Bertrand ein wahres Ungethüm von einem schwarzen Fettklumpen an, der, nur mit Unterrock und Hemd bekleidet, weit mehr von seinen dunklen Reizen zeigte, als er ahnen ließ, „können Sie mir nicht sagen, wo hier Señora Morbido wohnt? Man hat uns versichert, daß dort eine Kuh zum Verkauf stände!"

„Eine Kuh bei Morbidos?“ fragte die Dame, durch das Wort Señorita aber augenscheinlich geschmeichelt indem sie sich die weichgewaschenen Hände und Arme an ihrer Schürze abtrocknete. „Hm, die wollen wohl einen Viehhandel beginnen, haben sich erst das viele, schöne Vieh gekauft — gleich da drüben, Caballeros, das kleine, weiße Haus gleich neben dem Baume dort, wo der Packsattel liegt!“

„Muy obligado, Señorita!“ grüßte Bertrand sehr höflich von seinem Pferd herunter, und gewann sich damit das Herz der schwarzen Venus vollkommen. „Das ist das einzige Mittel,“ wandte er sich dann mit einem Seitenblick zu seinem Gefährten, als sie langsam nach dem bezeichneten Haus hinüber hielten, „um ungefährdet durch dieses wilde Viertel zu passiren; äußerste Höflichkeit gegen die Hauptstützen der Gesellschaft, die Damen, denn nichts schmeichelt ihnen mehr, als wenn sie ein Caballero freundlich grüßt. „Hier also sind wir an Ort und Stelle, und nun vorsichtig, mein Junge, daß wir uns nicht unser Spiel von vorn herein verderben!“

„Wenn wir nur den Burschen nicht gleich treffen, der mich bei Deringcourts gesehen hat,“

sagte Rafael; „der könnte sonst am Ende doch Verdacht schöpfen!“

„Hm, ja — dann will ich Dir 'was sagen,“ meinte der umsichtige Franzose, „dann bleib' Du ruhig draußen bei den Pferden, als ob Dich die Geschichte gar nicht interessirte und Du nicht die geringste Absicht hättest, in das Haus zu treten. Um die Kuh mit zu besehen, ruf' ich Dich nachher schon herein.“

„Vortrefflich!“ rief Rafael, der rasch darauf einging. Eine weitere Unterhaltung war aber nicht mehr möglich, denn sie hielten schon vor dem Hause. Die beiden Männer stiegen deshalb ab, und während Rafael die Zügel der Thiere nahm und in den Schatten eines großen Feigenbaumes trat, der über die Umzäunung herausreichte, ging Bertrand zu der offenen Thür, klopfte dort an und sagte, mit dem Hut in der Hand, sein „Ave Maria!“

„Purisima!“ antwortete eine tiefe Baßstimme, und darauf hin betrat Bertrand das Haus, war aber sehr erstaunt, Niemanden in dem inneren Raum zu entdecken, wie eine kleine, zusammengetrocknete Negerin. Es war eine ordentliche Mumiengestalt, aus nichts in der Gotteswelt als Haut und Knochen bestehend und nur mit einer

Art von Tunica bekleidet, die für einen Rock zu kurz und für ein Hemd zu lang schien. Wo aber war die Baßstimme hergekommen?

„Wohnt hier Señora Morbido?“ fragte der Franzose endlich, nachdem er einen forschenden Blick durch's Zimmer geworfen.

„Die bin ich selber,“ sagte der Baß wieder, dieselbe kleine, abgemagerte Gestalt, indem sie den Besuch eben nicht freundlich betrachtete. „Aber was wollt Ihr? Was habt Ihr hier herum zu gucken und zu schnüffeln bei fremden Leuten, he?“

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, Señorita,“ sagte der höfliche Franzose, fest entschlossen, sich durch nichts abschrecken zu lassen. „Ich bin in die Ansiedlung gekommen, um eine Kuh zu kaufen, und wurde von einigen Ihrer Nachbarn hieher gewiesen, weil man mir sagte, auf Ihrer Hacienda würde das beste Vieh gehalten.“

„Hm — so?“ brummte die Alte, und Bertrand wunderte sich im Stillen, wie die Stimme in den Körper kommen konnte. Die Alte war aber durch die schmeichelhafte Anrede jedenfalls milder gestimmt worden, und fuhr nach einer kleinen Weile kopfschüttelnd fort: „Habe gar nicht gewußt, daß der Junge, der Scipio, wieder von dem Vieh verkaufen will — bah, er mag selber mit

Euch sprechen.“ Damit nahm sie ein kleines Horn von Blech, das neben der Thür hing, und blies darauf einen langen, schrillen Ton nach dem „Garten“ zu. Das Horn dann wieder an seinen Ort hängend, sagte sie, aber viel freundlicher als vorher: „Setzt Euch, Señor, ich selber kann Euch nichts darüber sagen, ich bin nur eine arme, alte Frau, die hier mit ihren beiden Enkelkindern allein lebt. Das Mädel ist in die Stadt, um Milch zu verkaufen; aber der Junge ist daheim, wird gleich kommen, und dem gehört das Vieh auch eigentlich. Setzen Sie sich, setzen Sie sich, das ganze Haus ist zu Ihrer Disposition.“

Die Alte wurde, in der Aussicht, daß ihr Enkel einen vortheilhaften Handel mit dem Fremden abschließen könne, ordentlich höflich, und es blieb Bertrand nichts übrig, als der Einladung zu folgen.

So unbemerkt das geschehen konnte, denn die Alte beobachtete ihn noch immer dann und wann mißtrauisch von der Seite, betrachtete er sich jetzt den inneren Raum, ob er nicht irgend etwas Auffälliges bemerken könne, aber freilich ohne den geringsten Erfolg. Das Zimmer war, wie alle Hütten der Schwarzen, die wahrlich an keine Bequemlichkeiten, noch viel weniger aber an irgend

einen Luxus gewöhnt sind, nur sehr ärmlich, ja, selbst nur nothdürftig möblirt. Nur auf dem einen an der Seite angebrachten Brett lagen einige ganz neue seidene Tücher in grellen Farben; aber die Neger lieben das überhaupt und sind in dem Ankauf solchen Schmuckes oft verschwenderisch.

Und sollte er ein Gespräch mit der Alte anknüpfen? Er machte den Versuch; aber sie blieb so einsilbig und gab ihm so kurze, abfertigende Antworten, daß er bald sah, er würde sie nie zutraulich machen und eher noch die ganze Sache verderben. Was die alte Frau aber für einen merkwürdig tiefen Baß hatte; es war ordentlich, als wenn sie in einen Topf hinein spräche. — Und indessen stand Rafael draußen bei den Pferden unter dem Feigenbaum.

Die Alte hatte unter der Zeit einige häusliche Beschäftigungen vorgenommen. Ein Eimer mit eben nicht wohlriechendem Spülicht, der im Hause stand, mochte ihr dabei auch wohl so vorkommen, als ob er nicht recht zu dem Besuch passe. Sie nahm ihn auf und trug ihn auf die Straße, wo sie denselben ohne Weiteres vor der Thür ausgoß. Dabei bemerkte sie Rafael, und als sie zurück in das Haus kam, fragte sie ihren Besuch, wer der Fremde da draußen sei.

„Ein Freund von mir, der auch eine Hacienda besitzt und die Kuh eigentlich kaufen will. Er versteht aber nichts vom Viehhandel und hat mich deswegen mitgenommen," erwiderte Bertrand.

„Und weshalb kommt er nicht mit herein?"

„Danke Ihnen, Señorita, die Thiere möchten Unglück anrichten, denn es laufen so viele kleine Kinder in der Straße herum, und das eine schlägt."

Der Alte nickte bloß mit dem Kopf, und die Unterhaltung wurde auch hier durch den Sohn selber abgebrochen, der dem Hornruf folgte, um sich zu erkundigen, was man von ihm wolle. Es entging Bertrand keineswegs, daß er erschrak, als er einen Weißen in seinem Haus bemerkte, und er blieb wie zögernd in der Thür stehen. Sein augenscheinliches Mißtrauen wurde auch noch nicht einmal durch die Erklärung gehoben, welche ihm die Mutter über die Absicht des Besuches gab.

„Und wer hat Euch gesagt, daß ich Kühe zu verkaufen hätte?" fragte er finster, indem er Bertrand von oben bis unten betrachtete.

„Ganz bestimmt habe ich es noch nicht erfahren," erwiderte der Franzose, aber so unbefangen als möglich; „doch verschiedene Leute hier in der Nachbarschaft, bei denen wir zu dem Zweck vorfrugen, wiesen uns alle hieher und meinten, wenn

wir irgendwo im Ort gutes Vieh zum Verkauf finden könnten, so wäre es gerade hier bei Ihnen."

„Wir? — wer ist der wir? — sind Sie nicht allein?"

„Nein; mein Compañero ist draußen bei den Pferden, damit die Thiere keines der Kinder schädigen."

„Hm," brummte der Bursche, „zum Verkauf habe ich auch eigentlich kein Vieh und billig werdet Ihr keines bekommen, so viel ist sicher."

„Das Billigste ist nicht immer das Beste," erwiderte Bertrand gleichgültig, „und wenn man ein gutes Stück haben will, darf es Einem auch nicht auf ein paar Dollars ankommen. Können wir es vielleicht einmal sehen? Es kann ja sein, daß wir einen Handel mitsammen machen."

Der Farbige — denn er war eigentlich kein wirklicher Neger — zögerte noch immer; aber die Aussicht auf Gewinn schien doch bei ihm obzusiegen, und er sagte endlich mürrisch:

„Nun, meinetwegen; kommt mit hinaus in den Hof, dort im Corral hab' ich die Thiere."

„Kann mein Gefährte gleich von draußen hinein kommen?"

„Nein, er muß hier durch's Haus; ruft ihn."

Rafael hatte indessen ruhig bei seinen Pferden

gestanden und sich anscheinend um gar nichts bekümmert; in der That aber hielt er die Augen offen und beobachtete nicht allein, was um ihn her vorging, sondern auch Alles, was die Umgebung des Hauses selber betraf — freilich mit nicht besserem Erfolg, als Bertrand seine Beobachtungen im Innern anstellte. Er gelangte endlich zu der eben nicht angenehmen Ueberzeugung, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach einen sehr vergeblichen Gang gemacht habe und außerdem auch noch eine Kuh kaufen werde, mit der er nachher gar nicht wußte, was er anfangen sollte.

Die Vorübergehenden und Nachbarn widmeten ihm indessen ihre besondere Aufmerksamkeit und wurden nicht müde, ihn anzustarren — denn was wollte der Weiße zwischen ihnen? — bis endlich eine Frau die Straße herauf kam, die schon unten gehört hatte, daß die beiden Fremden hieher gekommen wären, um Vieh zu kaufen. Dadurch verlor er an Interesse und man beachtete ihn nicht weiter. Nur die auf der Straße sich herumtreibenden ganz und halb nackten Jungen ließen ihn nicht aus den Augen, stierten ihn an, flüsterten dann mit einander und lachten laut in ihrer wilden, unbändigen Manier, ahmten auch wohl hinter seinem Rücken seine Stellung nach, worüber sich

dann die benachbarten Frauen amüsirten. Endlich bekamen sie dies auch satt und Niemand bekümmerte sich mehr um ihn.

Jetzt kam die Alte aus der Hausthür und schwappte ihren Spülichteimer mit solcher Gewalt schräg über den Fußweg aus, daß die schmutzigen Tropfen bis dicht vor seine Füße spritzten und sein Brauner scheu und erschreckt den Kopf empor warf. Der warme Duft, den die ausgegossene Brühe verbreitete, war ebenfalls nicht angenehm, und Rafael, der dort gerade unter dem Wind stand, verließ seinen Platz, um lieber ein wenig vor dem Hause auf und ab zu gehen.

Wie er über die nasse Stelle hinüber schritt, wurde sein Auge unwillkürlich von einem brennend rothen Punkte angezogen, der durch das darüber gegossene Wasser vom Staub gereinigt worden; es war allem Anschein nach das Siegel eines Briefes, und während Rafael weiter schritt, fiel ihm auf, wie das hieher in diese Hütte kommen konnte.

Er ging ein paar Schritte und kehrte wieder um — es war richtig ein Siegel, wenigstens ein Theil eines solchen; bückte er sich aber danach und hob es auf und wurde er von Jemandem bemerkt, so war ein Verdacht gegen ihn augenblicklich

rege gemacht. Was hatte der Weiße hier von der Straße aufzuheben und in die Tasche zu stecken? Aber vielleicht ließ es sich auch unbemerkt bewerkstelligen.

Er setzte seinen Spaziergang fort und warf dabei wie gleichgültig seinen Blick umher; aber es achtete in dem Augenblick wirklich Niemand mehr auf ihn. Kaum dreißig Schritte von ihm entfernt stand eine Frau an einem Waschtrog; aber sie war emsig mit ihrer Arbeit beschäftigt, und neben ihr schien sich die kleine Bande von Straßenjungen zu einem Schützenbund formirt zu haben, denn sie hatten sich kleine, selbst gemachte Bogen und Pfeile geholt und schossen damit theils hoch in die Luft, theils nach den erreichbaren Hunden und Hühnern, von denen sie jedoch die Straße blitzschnell reinigten.

Rafael war bei seinem Auf- und Abgehen wieder zu dem halben Siegel gekommen. Jetzt blieb er daneben stehen, und indem er sich mit der einen Hand den Staub von seinen Beinkleidern schlug, bückte er sich mehr und mehr, bis ihn ein rascher und geschickter Griff in den Besitz des ersehnten Kleinods brachte. Er mußte freilich in den ekeln Schmutz greifen, aber hier war jede Delicatesse am unrechten Platz, und das Siegel erst einmal

erobert, klopfte er noch ein wenig an seinen Knieen und wollte dann wieder zu den Pferden zurück, als Bertrand in die Thür der Hütte trat und ihn hineinrief.

„Gleich," antwortete er ihm, ging dann zu seinem Braunen, wie um noch einmal nachzusehen, ob er fest angebunden wäre, reinigte dabei seine Finger an der Haut desselben, verbarg auch zu gleicher Zeit das Stück Siegel in seiner Tasche, und leistete nun erst dem Rufe Folge.

Im Haus hielt er sich auch gar nicht auf und sah sich noch weniger um, sondern folgte den beiden Vorangegangenen in den Hof, wo ihm aber nicht entgehen konnte, daß ihn der Bursche vom Hause, als er seiner zuerst ansichtig wurde, aufmerksam, ja sogar forschend betrachtete.

Rafael hatte ihn auf den ersten Blick wiedererkannt, wenn er auch jetzt ein langes und, wie es schien, frisches Pflaster über der linken Backe trug. Es war derselbe Bursche, den er damals in Lydia's Gartenzimmer getroffen; und so ungeschickt und täppisch er sich dort gezeigt, so viel kluge Wachsamkeit und selbst Mißtrauen lag jetzt in den dunkeln Augen. Der junge Mann that aber gar nicht, als ob er ihn kenne oder ihn je im Leben gesehen habe. Er grüßte ihn nur flüchtig, aber

artig, und beachtete ihn von da an gar nicht mehr, ja schien, bei dem Corral angekommen, nur einzig und allein Augen für das Vieh zu haben, das er von allen Seiten betrachtete und Bertrand sein Urtheil darüber sagte.

Der Mulatte schien endlich seinen vielleicht geschöpften Verdacht fallen zu lassen, und wurde jetzt auch lebendiger, indem er sein Vieh herausstrich und sich nicht entblödete, einen ganz unverschämten Preis dafür zu fordern. Hatte der pfiffige Bursche doch schon aus Rafael's Urtheilen herausgefühlt, daß er nicht übermäßig viel von Vieh verstand.

Während sie noch an der kleinen Umzäunung standen, kam auch des Burschen Schwester aus der Stadt zurück. Es war ein knochiges, baumstarkes Frauenzimmer mit einem frechen, herausfordernden Blick und ganz entschieden äthiopischen Zügen, auch auffällig schwärzer wie ihr Bruder selbst. Sie trug nur Rock und Hemd, aber noch ein grellfarbiges, augenscheinlich neues seidenes Tuch, wie eine Art Turban um den Kopf gebunden, und eine unechte Kette von bunten Steinen, ebenfalls neu. Sie schien eifrigen Theil an dem Handel zu nehmen und unterstützte ihren Bruder lebhaft.

Der Preis war wirklich unverschämt, und der Mulatte hatte sich bis jetzt nur erst eine Kleinigkeit abhandeln lassen.

„Ich denke, wir sind keine Esel," sagte Bertrand auf Französisch zu seinem jungen Begleiter, „und brechen den Handel ab; wir haben jetzt gesehen, was wir sehen wollten, oder vielmehr nicht gesehen, und können ihm die Kuh lassen."

„Nein," widersprach Rafael, „ich muß eine Ausrede haben, hieher zurück zu kommen; was liegt an den paar Dollars — kaufen Sie die Kuh."

„Meinetwegen," brummte Bertrand. „Du mußt aber viel Geld übrig haben, wenn Du zu solchen Preisen Vieh kaufen willst. So laß mich wenigstens erst noch einmal sehen, was ich ihm herunterhandeln kann. Wenn wir thun, als ob wir fortgehen wollten, giebt er gewiß nach."

Die Neger schauten, so lange sich die Beiden mitsammen in der ihnen fremden Sprache unterhielten, mißtrauisch von einem zum andern. Bertrand nahm aber jetzt den Handel wieder auf, und es gelang ihm wirklich, noch zehn Dollars abzupressen. Damit wurde der Handel abgeschlossen.

„Und wann wollt Ihr sie holen lassen?" fragte der Mulatte.

„Ich weiß nicht," sagte Rafael, „ob ich heute

noch Leute dazu in Lima auftreiben kann; wir bezahlen sie gleich, aber Sie werden das Thier noch bis morgen füttern müssen."

„O," meinte der Bursche, über den guten Handel erfreut, „das macht nichts! Wenn sie jetzt bezahlt wird, kann sie meinetwegen noch zwei Tage da stehen bleiben; von da an aber rechne ich Futterkosten; denn umsonst kann ich sie nicht füttern."

„So lange soll es nicht dauern," sagte Rafael, indem er das schon bereit gehaltene Geld aus seinem Beutel nahm und in blanken Goldstücken in die Hand des gierigen Mulatten zählte. Die beiden widerlichen Gestalten höflich grüßend, schritten sie wieder auf das Haus zu, dort hindurch, ohne sich nur einen Moment aufzuhalten oder umzusehen, gingen draußen zu ihren Pferden, stiegen auf und trabten die Straße entlang dem Hauptweg zu, den sie nach kurzem, scharfem Ritt erreichten.

„Das war ein wirklicher „Metzgergang" im wahren Sinne des Worts," lachte Bertrand still vor sich hin, als er sich nur aus dem Bereich der Häuser sah. „Ich selber habe da drinnen auch nicht das geringste Auffällige erkennen können, und verdächtig ist mir gar nichts vorgekommen."

„Dann hab' ich wenigstens einen Fund ge-

macht,“ sagte Rafael, indem er sich vorsichtig überall umsah, ob sie nicht mehr beobachtet werden konnten; aber die Straße lag völlig menschenleer, nur ein kleiner Trupp Eseltreiber zog schon in ziemlicher Entfernung der Stadt zu, und dabei zeigte er dem Freund das halbe Siegel, das er im Schmutze vor dem Hause gefunden.

„Ist das Alles?“ lachte Bertrand trocken.

„Wie kommt das Siegel dahin?“ fragte aber Rafael. „Hier in Peru, wie in allen heißen Ländern der Erde wird nie Siegellack verwandt, um Briefe zu schließen. An vielen europäischen Orten nehmen die Posten nicht einmal nach den Tropen bestimmte und petschirte Briefe an, weil sie in den Postfelleisen mit anderen zusammenkleben und diese dann zerreißen. Der Brief, auf dem dieses Siegel war, muß also schon erbrochen und von irgend einem andern Land hieher gekommen sein, und der Abdruck des Petschafts, der freilich ziemlich undeutlich geworden ist, läßt sich vielleicht doch noch mit einem Vergrößerungsglas erkennen.“

„Hm,“ sagte Bertrand nachdenklich, „das ließe sich allenfalls hören. Und was willst Du jetzt thun?“

„Augenblicklich wieder nach Lima hinein reiten und Fräulein Valière sprechen. Bin ich mit dem Siegel wirklich auf der rechten Spur, dann setze

ich die Polizei in Bewegung, und wenn ich selbst bis zum Präsidenten gehen sollte!"

„Dann reitest Du jetzt also nicht wieder mit mir hinaus? Juanita wird mit dem Mittagessen auf uns warten."

„Ich kann jetzt nicht," rief Rafael; „die Sache hier geht Allem vor, denn wir haben schon zu viel Zeit damit versäumt!"

„Meine Landsmännin scheint Dich fest angeworben zu haben," sagte Bertrand ziemlich ernst; „Du betreibst ihre Angelegenheiten mit einem ganz außergewöhnlichen Eifer."

„Und ist es nicht Ehrensache für jeden Peruaner geworden," rief Rafael warm, „eine solche Schande von uns abzuwälzen, gerade an einem derartigen Nationalfest ein Verbrechen geduldet und nicht bestraft zu haben?"

„Ah so," sagte Bertrand trocken, „Du thust das Alles nur aus Nationalgefühl! Nun gut, ich kann's nicht ändern," setzte er fast mit einem halben Seufzer hinzu, „thu', was Du willst und nicht mehr lassen kannst. Und wie wird's mit der Kuh, um die brauch' ich mich doch da auch nicht mehr zu kümmern?"

„Nein, das besorg' ich Alles selber, und so wie

die Sache geordnet ist, komme ich wieder hinaus und bringe Ihnen Nachricht."

„Also Adieu, mein Junge, gehab' Dich wohl," sagte der Alte, indem er ihm die Hand hinüber reichte, „dann will ich nach Hause reiten und allein mit der Juanita essen!" Und sein Pferd abwendend, trabte er langsam die Straße wieder hinauf den Hacienden zu.

4.

Vorbereitungen.

Rafael indessen ließ sein Pferd scharf ausgreifen, um so bald als möglich Lima und die Calle de Valladolid zu erreichen, und gebrauchte dabei die Vorsicht, daß er das halbe Siegel aus seiner Tasche nahm und locker in Papier einschlug, damit es sich nicht vollkommen erweiche und dann ganz unkenntlich würde. Er nahm sich, in Lima angekommen, auch wirklich kaum Zeit, sein Pferd einzustellen und ein klein wenig Toilette zu machen, kaufte dann bei einem Uhrmacher ein gutes Vergrößerungsglas und eilte ohne Weiteres zu Lydia.

Glücklicher Weise war sie allein, das heißt, kein Fremder war bei ihr, nur Adele Deringcourt, und die beiden Mädchen sahen leicht, daß ihn etwas

Außerordentliches hergeführt haben müsse. Rafael ließ sie denn auch nicht lange in Zweifel und fragte Lydia gleich von vorn herein, ob sie ihm nicht gesagt habe, daß unter den ihr entwendeten Gegenständen auch Briefe gewesen wären.

„Ja, ein ganzes Maroquin-Kistchen voll, und gerade liebe, theure Briefe, die ich dort verschlossen hielt! Die Diebe haben das Etui jedenfalls eben so für ein Schmuckkästchen gehalten."

„Waren gesiegelte Briefe darunter — ich meine, erbrochene?"

„Allerdings — acht oder zehn noch in Europa erhaltene."

„Gut, dann bitte ich Sie nur vorher um Ihre Eau de Cologne, um ein kleines gefundenes Stück Siegellack abzuwaschen."

Lydia begriff nicht recht, was er damit meinte, gab ihm aber das Verlangte, und Rafael reinigte und wusch jetzt gründlich das aus dem Schmutz aufgelesene Stückchen Siegellack, das er dann Lydia bat, genau zu betrachten, ob sie das Petschaft darauf kenne. Er reichte ihr dazu das mitgebrachte Vergrößerungsglas, und sie hatte kaum eine kurze Zeit das kleine, noch halb zerbrochene Siegel betrachtet, als sie lebhaft ausrief:

„Das ist von mir! Woher haben Sie das?

Das Petschaft ist von einer Freundin aus Bordeaux — ein Georg, der den Lindwurm ersticht — hier sehen Sie noch deutlich den Kopf des Drachen und den gehobenen Arm des Ritters..."

„Und haben Sie kein ähnliches mehr zurückbehalten?"

„Doch," rief Lydia rasch; „nur die wichtigsten und mir werthesten Briefe hatte ich in jenes Kästchen verschlossen, das jetzt von roher Faust erbrochen und zerstört ist! Aber hier und hier," fuhr sie fort, ein anderes offenes Paket herbeiholend, „sind noch zwei Briefe von derselben Hand, beide gesiegelt, und jetzt können Sie vergleichen!"

Rafael nahm die beiden Briefe, fand aber den ersten völlig werthlos. Das Siegel daran war vollkommen breit und fast zu einer glatten Fläche gepreßt, auf der sich nur undeutlich noch einige Eindrücke erkennen ließen; aber der zweite, obgleich er ebenfalls durch die Hitze gelitten hatte, zeigte noch die Gestalt des Ritters auf dem Pferde, und als er die beiden, das gefundene Siegel mit diesem, verglich, fühlte er sich vollständig überzeugt, daß die beiden Abdrücke auch von einem und demselben Petschaft herrührten.

Es galt nun allein, die Polizei ebenfalls davon zu überzeugen, um sie wahrscheinlich auf die richtige Spur des Diebstahls zu bringen. Aber nach der Erfahrung mit Señor Perteña hielt er, selbst in der Anmeldung seines Verdachts, eine gewisse Vorsicht nicht für überflüssig.

Er brach übrigens seinen Besuch bei Lydia kurz ab, denn die übernommene Pflicht ließ ihm keine Ruhe. Mehr aber fast noch beunruhigte ihn ein für jetzt freilich noch vollkommen unbestimmter Verdacht: daß dieser Perteña nämlich, der sich von der Polizei gesandt ausgegeben, mit der Sache in näherer Verbindung stehe. Perteña war ja außerdem auch einer jener Zeugen, die den Kaufbrief Desterres' unterschrieben hatten, und Rafael ahnte hier ein ganzes Gewebe von Schlechtigkeiten. Da galt es denn freilich jetzt nur irgendwo eine Handhabe zu bekommen, um erst einmal Einen zu fassen, der dann vielleicht Aufschlüsse über mehr geben könnte.

Das Gerathenste schien ihm dabei, sich direct an die oberste Polizeibehörde zu wenden und möglicherweise diese für den Fall zu interessiren. Der Polizeidirector selber schwärmte außerdem, wie er recht gut wußte, für die Valière, und da er aus guter Quelle erfahren, daß selbst der Präsident der

Polizei den positiven Befehl gegeben hatte, den Diebstahl und Einbruch in der Carnevalszeit mit allen Kräften und Mitteln zu verfolgen, hoffte er doch einen günstigen Erfolg von der Sache.

Er suchte also auch ohne Weiteres den Polizeidirector, den er jetzt noch in seinem Bureau traf, auf und hätte mit seiner Anklage zu keiner günstigeren Zeit erscheinen können. Eben erst war nämlich der Ermordete, den er selbst an diesem Morgen neben der Straße entdeckt hatte, eingebracht und in ihm, seinen Kleidern und einem großen, braunen Maal am linken Oberarm nach, ein gewisser Orriges, ein naher Verwandter und lieber Freund des Polizeidirectors selber, erkannt worden, und dieser noch ganz außer sich über die That.

Jede Spur in der dortigen Gegend war ihm erwünscht, und als ihm Rafael sogar noch die Andeutung machte, daß jener Bursche, der Mulatte, ein ganz frisches Pflaster im Gesicht getragen habe, das möglicher Weise auch eine ganz frisch erhaltene Wunde decken könne, die ihn vielleicht gar mit diesem Raubanfall in Verbindung brachte, war er völlig Feuer und Flamme dafür.

Am liebsten hätte er auch noch gleich heute Abend eine Patrouille hinausgeschickt, um jenen

Mulatten gefangen einzubringen und sein Haus durchsuchen zu lassen. Dagegen aber protestirte Rafael aus allen Kräften, denn er vermuthete nicht mit Unrecht, daß jener Scipio Morbido, wie er sich nannte — denn die Eigennamen hatten die Neger erst sämmtlich nach ihrer Freilassung und je nach eigenem Geschmack angenommen —, eine Anzahl von Helfershelfern in der Nachbarschaft habe, und leicht gewarnt werden und entwischen könne. Er selber hatte sich einen andern Plan entworfen, der vollkommen sichern Erfolg versprach, weil er eben einfach und unverfänglich war.

Um nämlich seine gekaufte Kuh nach Lima zu schaffen, brauchte er einige handfeste Leute. Mit diesen ritt er am nächsten Morgen — denn heute war es für jedes solches Unternehmen zu spät geworden — nach dem Negerdorf hinaus; aber seine Begleiter waren keine gewöhnlichen Peons, sondern Polizeisoldaten, und hatten sie dann den Burschen und seine Schwester, die jedenfalls als Hehlerin in Sicherheit gebracht werden mußte, dann gab ein Schuß der unsern davon, vielleicht auf dem Hauptweg, haltenden Patrouille ein Zeichen, die im Galopp zu Hülfe kam, falls die Nachbarn oder sonstigen Helfershelfer Lust zeigen soll-

ten, die Verbrecher zu befreien. Das Haus wurde zugleich umstellt und genau visitirt, und Rafael zweifelte keinen Augenblick, daß sie gerade in jener Gaunerhöhle eine Menge von Dingen finden würden, die vielleicht sogar auf frühere Diebstähle und Raubanfälle zurückführten.

Von Perteña und dem Verdacht, den er gegen diesen Señor hatte, erwähnte Rafael nichts. Es war nicht wahrscheinlich, daß der Director mit ihm befreundet sein konnte, aber — man wußte es eben nicht, und er hielt es für räthlicher, diesen ganz aus dem Spiel zu lassen. Steckte er mit darunter, so kam die Sache von selber an den Tag, und wo es nur gegen einen Mulatten und gemeinen Verbrecher galt, hielt er sich fest überzeugt, daß die Polizei viel eifriger und rücksichtsloser einschreiten würde, als wenn dabei noch vielleicht Rücksichten gegen diese oder jene Familie, diese oder jene Persönlichkeit mit in's Spiel kämen.

Rafael war, seit er sich wieder in Peru befand, außerordentlich vorsichtig geworden.

Damit im Reinen und mit dem Versprechen, morgen früh um acht Uhr wieder im Polizeigebäude zu sein, um dort seine Begleiter angewiesen zu bekommen, ging Rafael nach seiner eigenen

Wohnung, um dort noch einige Privatgeschäfte zu besorgen. Es war ihm nämlich ein Deutscher empfohlen worden, der ein vortrefflicher Chemiker und im Stande sein sollte, die Unterschrift des Kaufbriefes zu prüfen. Der Mann befand sich jetzt freilich gerade für kurze Zeit in Cerro de Pasco, wurde aber in nächster Woche zurückerwartet, und Rafael beabsichtigte, indessen an ihn nach Cerro zu schreiben und ihn zu bitten, ihn bei seiner Rückkunft in Lima augenblicklich aufzusuchen.

Er war nicht gesonnen, einen wahrscheinlichen Betrug, der ihn um sein halbes Vermögen brachte, so ruhig hinzunehmen, und hoffte den Präsidenten doch noch zu bewegen, ihn in diesem seinem guten Recht wenigstens so weit zu unterstützen, daß er den Kaufbrief prüfen durfte.

Als er in seiner Wohnung ankam, fand er eine Karte vom französischen Consul vor, worin ihn dieser dringend bat, ihn doch so bald als möglich in seiner Wohnung zu besuchen, um das Nähere mit ihm über die verkauften Insulaner zu besprechen. Er war von Bertrand an ihn gewiesen worden und hatte in den letzten Tagen selber so viel Daten als möglich eingezogen; viele

Einzelheiten wünschte er aber doch noch von Rafael zu erfahren.

Dieser schrieb erst seinen Brief nach Cerro, trug ihn auf die Post und ging dann zu dem französischen Consul hinüber, dem er sich melden ließ. Monsieur Lacoste war allerdings gerade im Begriff auszureiten, ließ aber sein Pferd augenblicklich wieder absatteln und hatte jetzt eine lange Unterredung mit dem jungen Mann, wobei Rafael zu seiner Freude in ihm einen warmen Vertheidiger der armen Insulaner fand.

So ungern Monsieur Lacoste auch Anfangs eine derartige Mission mochte übernommen haben, so sehr schien er sich jetzt dafür zu interessiren, als er mit Hülfe eines Dolmetschers von dem französischen Kriegsschiff erst einmal ein paar der Unglücklichen gesprochen und ihre Leidensgeschichte gehört hatte. Nicht allein sein Nationalgefühl (es ist charakteristisch, daß wir für den Begriff Nation, der uns allerdings auch fehlt, nicht einmal ein Wort in der deutschen Sprache haben, eben so wie der Franzose kein Wort für den Begriff „Gemüthlichkeit" besitzt), nein, sein Mitleid wurde auch geweckt, und er beschloß jetzt, mit aller Energie in der Sache vorzugehen. Daß eine Regierung dabei jeden Schritt vertreten

würde, den er that, davon war er von vorn herein überzeugt; war es doch auch nicht allein menschlich, sondern sogar politisch genug, sich dieser Hülflosen anzunehmen, die daheim auf ihren glücklichen Inseln wunderbarer Weise noch immer nicht hatten einsehen wollen, welch ein Segen es sei, von Frankreichs Königen oder Kaisern regiert zu werden. Jetzt bot sich eine Gelegenheit, ihnen zu zeigen, wie nützlich und nothwendig der Schutz eines fremden, mächtigen Reiches für sie sei und wie schutzlos sie ohne denselben der Willkür fremder Räuber überlassen blieben, und Monsieur Lacoste beschloß, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Jener Italiener Felipe, der seine Freunde verrathen, trieb sich, wie er herausgebracht, ebenfalls noch in Lima herum, hatte aber das Blutgeld schon fast durchgebracht und schien allem Vermuthen nach auf ein passendes Schiff zu warten, auf dem er Peru wieder verlassen konnte. Er mochte sich doch nicht so ganz sicher in der Nähe der Insulaner fühlen, da er nicht verhindern konnte, ihnen dann und wann zu begegnen, während ihr Haß gegen ihn in ihrer Knechtschaft von Tag zu Tag gewachsen war.

Der Franzose hatte übrigens Maßregeln ge-

troffen, um augenblicklich benachrichtigt zu werden, wenn dieser Bursche das Land verlassen wollte. Er brauchte ihn nämlich nicht allein als Zeugen für die Insulaner, sondern gedachte auch von der Regierung seine Auslieferung zu verlangen, um ihn nach Tahiti zu schicken. Dort sollte er dann für das Verbrechen des Menschenraubes vor Gericht gestellt und bestraft werden. War doch der Galgen noch zu gut für den Schuft!

Während sie noch zusammen sprachen, wurden die klappernden Hufschläge eines Trupps Cavallerie auf dem Pflaster laut, und als sie an das Fenster traten, sahen sie eine Compagnie Soldaten, in der heißen Sonne mit ihren schweren Tornistern und allem nur erdenklichen Zubehör bepackt, vorüberziehen.

Die Leute schienen aber alle zum Tod erschöpft; von Staub bedeckt, trieften ihre Stirnen. Einigen von ihnen sah man es deutlich an, daß sie kaum noch im Stande waren, sich auf ihren Füßen und in Reih' und Glied zu halten.

Gerade unter den Fenstern, an denen die beiden Herren standen, überholte der Reitertrupp die Infanterie, die sich scheu und unordentlich zur Seite drängte. Es war Castilla selber mit einigen dreißig Ulanen, der vorüber sprengte, ohne auch

nur einen Blick auf die Infanteristen zu werfen oder die militärischen Grüße ihrer Officiere zu erwidern.

„Was bedeutet das?" rief Rafael überrascht.

Monsieur Lacoste lächelte und sagte:

„Das ist ein Theil jenes Truppenkörpers, aus dessen Mitte die kleine Patrouille neulich ihre eigenen Officiere erschoß. Zum Dank werden sie jetzt zu Strafmärschen commandirt und sollen heute noch — die ganze Compagnie — unter verschiedene Regimenter gesteckt werden."

„Also müssen sie doch um die Absicht der Officiere gewußt haben?"

„Kein Mensch ist im Stand, etwas Bestimmtes darüber anzugeben," sagte achselzuckend der Franzose, „und die widersprechendsten Gerüchte circuliren selbst in officiellen Kreisen. Der Präsident selber soll aber kein Wort über jenen Morgen äußern und sogar seinen Ministern, die ihn direct darum gefragt, nur ganz ausweichende Antworten gegeben haben."

„Merkwürdig!" sagte Rafael.

„Aber sehr natürlich," meinte der Franzose. „Peru ist unter diesem Präsidenten ein wirklicher Militärstaat, und da kann es dem Oberhaupt desselben nicht gleichgültig sein, wenn sich, wo der

Landmann und Bürger vielleicht in manchen Fällen Ursache hätte, unzufrieden zu sein, auch das Militär gegen ihn empören sollte. Unter solchen Umständen läßt es sich denn leicht denken, daß die Sache so viel als möglich vertuscht, aber keinesfalls Lärm darüber geschlagen wird. Eine bestimmte That würde zu einem historischen Factum werden; ein bloßes Gerücht hat keinen Werth und wird nie einen gewinnen."

„Ich hörte neulich," sagte Rafael, „aber freilich auch nur als Gerücht, daß der ecuadorianische Expräsident der Sache nicht fern gestanden hätte."

„Ich habe es auch gehört," sagte achselzuckend Monsieur Lacoste, „aber es ist zu unwahrscheinlich. Erstlich traue ich diesem Mulattengeneral wohl die nöthige Hinterlist, aber wahrlich nicht den nöthigen Muth dafür zu, und dann halte ich ihn für viel zu schlau, als daß er einem so wahnsinnigen Gedanken Raum geben könne, für sich selber irgend einen Nutzen aus dem Umsturz der jetzigen Regierung zu erhoffen. Er muß wissen, daß er für Ecuador unmöglich geworden ist, oder er wäre selbst verblendeter, als wofür ich ihn halte."

Im Interesse der Indianer ließ sich indessen, wenigstens für den Augenblick, nichts weiter thun.

Monsieur Lacoste hatte dem Präsidenten übrigens schon eine Klage über das Vorgefallene eingereicht und ihn aufgefordert, ihm Vollmacht zu ertheilen, daß er die unter französischer Protection stehenden Insulaner aufsuche und reclamire. Sie waren, wie er in seinem Bericht gesagt, außer allem Zweifel „gestohlenes Eigenthum," und die jetzigen Besitzer derselben, den Gesetzen jedes civilisirten Staates nach, verpflichtet, dieselben wieder heraus zu geben, das heißt frei zu lassen, ohne dafür irgend eine Entschädigung beanspruchen zu können.

Die Antwort darauf erwartete er jede Stunde, und er bat Rafael, ihm dann augenblicklich Nachricht geben zu dürfen, um mit ihm gemeinsam die Insulaner aufzusuchen und in Freiheit zu setzen. Das auf der Rhede liegende Kriegsschiff war unter der Zeit schon von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt und bereit, die armen Menschen an Bord zu nehmen und ihrer Heimath wieder zuzuführen.

Als Rafael die Straße wieder entlang schritt, fühlte er plötzlich einen Arm in dem seinigen, und wie er den Kopf danach wandte, erkannte er zu seinem Erstaunen Niemand anders, als Señor Perteña, der lächelnd zu ihm aufschaute und sagte:

„Mein sehr verehrter Señor, ich freue mich, Sie wieder einmal auf neutralem Grund zu treffen und ein paar Minuten mit Ihnen plaudern zu können! Wohin gehen Sie augenblicklich?"

„Ich habe eigentlich kein bestimmtes Ziel," sagte Rafael, von dieser Freundlichkeit wirklich überrascht.

„Desto besser," lachte sein Gefährte, „dann schlendern wir eben ruhig die Straße entlang. Und nun, mein werther Freund, der Sie mich einstmals in Verdacht halten, Ihnen nach dem Leben zu trachten — und Sie haben sich indessen doch wohl davon überzeugt, daß Sie mir Unrecht gethan —, sagen Sie mir einmal, ob Sie besseren Erfolg mit Ihren Nachforschungen gehabt haben, als ich, denn ich muß Ihnen gestehen, ich bin, trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, nicht glücklich gewesen!"

„Mit welchen Nachforschungen, Señor," sagte Rafael, der sich jetzt so weit gefaßt hatte, Perteña's Arm in dem seinigen zu dulden. Er suchte wenigstens heraus zu bekommen, was der Señor von ihm wollte.

„Nun, des Diebstahls wegen bei der französischen Señorita! Es ist doch eine Schmach, daß wir uns in Lima nachsagen lassen, unser Carneval

wäre zu einer solchen Nichtswürdigkeit benutzt worden, und die Polizei nicht einmal im Stand gewesen, dem Thäter auf die Spur zu kommen! Die Herren scheinen es aber so schlau angefangen zu haben, daß sie wirklich spurlos verschwunden sind. Freilich ist die Señorita selber ein wenig mit daran schuld, denn hätte sie mir neulich nur einige Andeutungen gegeben, so würden ich und meine Freunde weit eher im Stand gewesen sein, uns ihr nützlich zu machen."

„Ich darf leider mit keinem besseren Erfolg prahlen," sagte Rafael, der gar nicht daran dachte, dem verdächtigen Fremden seine gemachte Entdeckung mitzutheilen. „Der Diebstahl scheint in der That so schlau angelegt zu sein, daß man ihm schwerlich auf die Spur kommen wird, wenn sich nicht einmal die Thäter selber verrathen."

„Unsere hiesige Polizei ist zu lässig," sagte Perteña.

„Wie es scheint, ja."

Die beiden jungen Leute gingen eine kurze Strecke schweigend neben einander hin. Endlich begann Perteña wieder:

„Haben Sie Ihren Freund, den Franzosen, in den Hacienden lange nicht besucht?"

„Ich bin heute erst von dort hereingekommen," erwiderte Rafael ruhig.

„In der That?" rief Perteña rasch, und es schien fast, als ob er eine Frage auf der Zunge hätte. Wenn, so besann er sich aber doch eines Andern und lenkte nur gleichgültig ein: „Ja, der Platz dort draußen ist ganz angenehm. Der alte Franzose besonders hat sich recht behaglich eingerichtet; wenn nur der langweilige heiße Weg nicht wäre — die schattige Allee sollten wir dort hinaus haben, wie sie an unserem Paseo steht, dann würde es ein Vergnügungsort Lima's werden. Jetzt reitet nur hinaus, wer eben muß, und selbst die nicht gern. Aber wo wollen Sie hin?" unterbrach er sich rasch, als Rafael vor einem der Häuser stehen blieb.

„Ich wohne hier."

„Sie wohnen hier? Aber Sie bleiben doch nicht den ganzen Abend zu Hause?"

„Ich habe einige nothwendige Briefe zu schreiben, die ich erst jedenfalls erledigen muß."

„Ah so — also auf Wiedersehen, Compañero! Apropos," sagte Perteña, sich noch einmal zurückdrehend, „waren Sie nicht kürzlich wieder einmal beim Präsidenten?"

„Nicht seit dem Tag, an dem wir uns dort begegneten.“

„Ja, ich erinnere mich. Ist auch jetzt nichts mit dem Alten anzufangen, denn er hat den Kopf voll von lauter Attentaten. Nun, adios amigo, hasta luego!“ — und dem jungen Mann freundlich zuwinkend, schritt er langsam die Straße hinab.

5.

Die Diebeshöhle.

Am nächsten Morgen war Rafael früh auf und im Polizeigebäude, um sich die Leute, die er mitzunehmen gedachte, auch selber auszusuchen. Er brauchte dazu handfeste Burschen, denn der Mulatte war kräftig von Knochen, und seine Schwester, wenn es zu einem Kampf kam, ebenfalls nicht ganz außer Acht zu lassen. Ueberdies wußte man nicht einmal, ob auf seinen Nothruf auch die Nachbarn beispringen würden, ehe die Polizei im Stand war, auf das Zeichen herbei zu eilen. Der Polizeidirector hatte das aber schon selber bedacht und vier so tüchtige Gesellen für ihn bestimmt, daß der junge Mann nichts an ihnen auszusetzen fand. Alle diese wußten mit Feuergewehr umzugehen und trugen, wenn auch ver-

steckt, ihre Revolver, offen dagegen ihre langen Messer bei sich, was den Fleischern gestattet wurde, wenn sie ein wildes Rind transportirten, um es im Nothfall abstechen und unschädlich machen zu können.

Beritten waren sie ebenfalls, denn es wird in all' diesen spanischen Provinzen keinem Menschen je einfallen, auch nur eine Viertelstunde Weges zu Fuß über Land zu gehen. Jeder führte nur natürlich noch einen Lasso mit sich, an den das Vieh gewöhnlich genommen und so geführt wird.

So trabten sie, als sie erst einmal die Rollsteine des ersten Theiles des Weges hinter sich hatten, die Straße entlang, überholten kurz vorher, ehe der Weg in das Negerdorf links abbog, die berittene Polizeipatrouille, die schon voraus beordert war, und hielten kurze Zeit später vor dem von Rafael bezeichneten Hause an, wo sie abstiegen und ihre Thiere draußen befestigten.

Scipio trat in die Thür, als er das Pferdegetrampe draußen hörte und Rafael an der Spitze der Leute erkannte; aber lachend rief er dabei und im Spott:

„Na, wenn meine Schwester jetzt herüber kommt, wird sie Euch schön auslachen, Señor! Vier Leute bringen Sie mit, um eine Kuh zu transportiren,

die das Mädchen allein aus Lima heraus geführt hat! Die Umstände hätten Sie sich wahrlich sparen können, und wenn ich das vorher gewußt, daß Sie so viel Geld dafür ausgeben wollten, konnte ich es eben so gut selber verdienen."

„Was thut's, Señor," rief aber Rafael zurück, „wir sind nun einmal da, und geht die Kuh geduldig, nun, desto besser. Wie ich sie aber gestern sah, traute ich ihr nicht so recht, denn es schien mir fast, als ob sie einen falschen Blick hätte. Wollen Sie uns erlauben, daß wir das Thier jetzt mitnehmen?"

„Ei gewiß, ei gewiß, Señor," rief der Mulatte; „nur einen kleinen Augenblick möchte ich Sie noch bitten, zu warten, bis meine Schwester kommt, denn es ist so Sitte bei uns, daß der oder die, welche das verkaufte Vieh gefüttert hat, auch beim Abholen ein kleines Geschenk dafür bekommt."

„O, mit Vergnügen, Señor," rief Rafael rasch, während ihm indeß gar nichts daran lag, das Frauenzimmer dabei zu haben, wenn sie den Burschen gefangen nahmen. „Uebrigens brauchen wir sie deshalb nicht selber zu bemühen, denn ich könnte ja Ihnen das Geschenk eben so gut übergeben."

„Dann glaubt sie doch nachher, daß ich sie

betrogen hätte," lachte der Mulatte; „sie ist arg mißtrauisch, aber muß auch gleich hier sein, denn ich habe schon einen Jungen nach ihr gesandt. Wollen Sie nicht so lange in's Haus treten, Señor?"

Rafael hatte den Burschen mit so großer Höflichkeit behandelt, daß dieser sich schämte zurückzustehen, und der junge Mann betrat das Haus. Die Peons mußten aber draußen warten, denn der übermüthige Schwarze hielt sich als Gutsbesitzer und Viehhalter für ebenbürtig mit jedem weißen Caballero, in deren Gesellschaft man natürlich keine Knechte dulden konnte.

Im Hause wäre es überdies eine mißliche Sache gewesen, den Burschen festzunehmen, denn die alte Großmutter saß darin, und man mochte sie doch nicht der Gefahr aussetzen, in dem jedenfalls entstehenden Getümmel verletzt zu werden.

Rafael betrat den kleinen, ziemlich schmutzigen Raum und ließ sich auf einen ihm zugeschobenen Schemel nieder; aber das Warten hielt er nicht lange aus. Das Herz schlug ihm fieberhaft in der Brust, die Aufregung und Erwartung beengte ihn so, daß er kaum Athem holen konnte, und er beschloß, diesem Zustand so rasch als irgend möglich ein Ende zu machen.

„Wenn es Ihnen recht ist, Señor," sagte er nach einer kleinen Pause, in der der Mulatte in einem breiten Wandschrank gekramt, die Thür desselben aber nur so weit geöffnet hatte, daß er mit dem Arm hinein fahren konnte, „so lassen wir die Leute indessen in den Corral gehen und die Kuh fangen und fest legen; ich bin mit meiner Zeit etwas beschränkt und möchte gern so rasch als möglich wieder in Lima sein."

„Von Herzen gern, Señor," erwiderte der Bursche, indem er jetzt aus dem Schrank eine noch halb gefüllte Flasche zum Vorschein brachte; „vorher müssen wir aber doch einmal eins auf den Kauf trinken. Sie werden mir doch Bescheid thun, hoff' ich?"

„Sicher," erwiderte Rafael, denn er konnte nicht gut ausweichen und sah mit eben nicht großem Behagen, wie der Mulatte ein paar nichts weniger als reinliche Gläser, die Gott weiß schon wie lange im Gebrauch gewesen, von dem nächsten Bret nahm, nothdürftig mit einem alten Lappen auswischte und dann ein trübes Gebräu, das einen scharfen Agua-ardiente-Geruch hatte, hinein schüttete.

„Also, Señor," sagte der Mulatte, das eine

Glas ergreifend und gegen seinen Gast haltend, indem er ihm das andere mit der linken Hand hin schob, „auf weitere Geschäfte mit einander und daß Euch die Kuh und der Handel gefallen möge!"

„Auf weitere Geschäfte mit einander!" erwiderte Rafael in etwas zweideutiger Weise, indem er das Glas an die Lippen hob und daran nippte. Er fühlte kein Verlangen, den furchtbar scharfen Stoff wirklich mehr als zu kosten. Aber der Mulatte ließ ihm keine Ruhe. Es war, wie er meinte, selbsterzeugter Branntwein, und er mußte wenigstens genug davon verschlucken, um ihm zu sagen, wie er schmecke.

Sonderbare Zustände in der Welt! Unter einem uncivilisirten Volk, unter Heiden und Götzenanbetern wären diese beiden Männer, nachdem sie zusammen getrunken hatten, Freunde gewesen, oder hätten doch nie an dem nämlichen Ort etwas Feindseliges gegen einander unternehmen dürfen; der Christ dagegen raucht, trinkt und ißt Salz mit seinem Opfer, und wenn ihm die Gelegenheit günstig dünkt, so faßt er zu! Auch Rafael dachte gar nicht daran, das Trinken mit dem Mulatten irgend ein Hinderniß sein zu lassen, um sich seiner so bald als irgend möglich zu versichern. Er trank

nur, weil er nicht gut anders konnte und um den Burschen zufrieden zu stellen, und als er das Getränk wirklich gelobt und nur erklärt hatte, daß er eigentlich nie starke Getränke zu sich nähme und deshalb kein Sachverständiger wäre, bat er noch einmal, daß die Leute die Kuh jetzt einfangen dürften.

Allen Gesetzen der Höflichkeit war genügt, und Scipio hatte nicht das Geringste mehr dagegen. Er leerte nur sein ziemlich großes Glas auf einen Zug und ohne auch nur eine Miene dabei zu verziehen, schob dann die Flasche zurück und rief selber die vermeintlichen Peons an, ihm in den Hof zu folgen. Er selber schritt voraus und erwartete draußen die Leute, um ihnen die verkaufte Kuh zu zeigen.

Die Leute zogen, als sie das Haus betraten und hindurch gingen, höflich ihre Mützen ab und grüßten die Alte, die aber von ihnen nur wenig Notiz nahm — es waren ja nur Peons, und ihr Enkel besaß dagegen Grundeigenthum. Draußen im Hof änderte sich aber bald die Sache, denn jetzt blieb weiteres Zögern nicht mehr nöthig.

Der kleine Hofraum mochte etwa zwanzig Schritt breit sein und sah eben so schmutzig und verwahrlost aus wie das Haus selber; dahinter aber lag der

mit starken Pfosten und Querstangen gut und fest eingezäunte Corral, in den die Kühe zum Melken eingetrieben und dort auch Morgens gefüttert wurden, was allein die junge, handfeste Dame, Scipio's Schwester, besorgte. War das geschehen, dann ließ man sie wieder in eine weite Einfriedigung hinaus, wo sie sich den ganzen Tag damit amüsiren konnten, auf dem dürren, vollkommen nackten Boden spazieren zu gehen und unter ein paar dürftig belaubten Bäumen, die nur dadurch ihr Leben fristeten, daß sie manchmal begossen wurden, Schatten gegen die glühenden Strahlen der Sonne zu suchen.

Von dem Corral aus führte auch nur eine schmale Thür nach einem kleinen Seitenweg hinaus, der mit dem Hauptweg in Verbindung stand und hinter den Häusern weg lief. Nach dem Dorfweg zu war das kleine Grundstück fest eingezäunt und die Passage ging dorthin nur durch das Haus selber. Alles Vieh, das aus- oder eingetrieben wurde, mußte deshalb den Feld- oder Seitenweg passiren.

Die Kühe nun waren schon heute Morgen früh gemolken und gefüttert und wieder in die große Einfriedigung hinausgejagt worden. Nur die verkaufte Kuh hatte man zurückbehalten, um

sie, wenn sie abgeholt werden sollte, gleich bei der Hand zu haben. Sie lag wiederkäuend im Schatten einiger Akazien, deren Laub aber auch so trocken und verbrannt aussah, als ob es jeden Augenblick abfallen könnte.

Scipio blieb, als die vermeintlichen Peons durch das Haus kamen, mitten in dem kleinen Hofraum stehen, und auf den Corral deutend, sagte er zu den Leuten:

„Dort liegt die Kuh, sie ist wie ein Lamm, und irgend einer von Euch kann sie ruhig bei den Hörnern nehmen und hinführen, wohin er will.“

„Desto besser,“ rief der eine von den verkleideten Polizisten, „dann brauchen wir auch die vier unbequemen Lassos nicht und einer oder zwei sind übrig genug. Wirf sie hieher, José.“

Dabei warf er, während zwei stehen blieben und der dritte heran kam, wie um dem Befehl Folge zu leisten, seinen eigenen Lasso dicht neben dem Mulatten auf den Boden nieder und streifte sich dann seine Aermel in die Höhe. Sein Gefährte warf seinen Lasso ebenfalls auf den ersten, und beide Polizeidiener hatten jetzt, während Rafael vor ihm stand, den Mulatten in der Mitte.

Ob diese Bewegung dem überhaupt mißtrauischen Burschen verdächtig vorkam, aber er

warf, aufmerksam werdend, den Kopf empor — doch zu spät. Von beiden Seiten sprangen sie zu gleicher Zeit auf ihn ein und suchten seine Arme zu fassen, während die beiden Anderen, die vielleicht noch zehn Schritte von ihm entfernt standen, jetzt ebenfalls zur Hülfe herbei sprangen.

Rafael hatte indessen seinen Revolver heraus gezogen und feuerte einen Schuß in die Luft hinein — das verabredete Zeichen —, während der Mulatte mit Riesenstärke gegen die Uebermacht ankämpfte und dabei um Hülfe schrie.

„Verrath!" brüllte er, indem er seine Arme frei zu bekommen suchte, „Verrath! Hülfe! Hülfe! Hieher, Nachbarn! Spione! Spione! Verrath! Hülfe!"

Ein Aufschrei antwortete ihm, wie ihn eine gereizte Tigerin ausstoßen mag, wenn man ihr ein Junges rauben will, und wie eine Furie, mit vorgestreckten Armen und rollenden Augen, stürzte in dem Moment Scipio's Schwester aus dem Haus und zum Succurs herbei, und sie hielt sich in der That nicht lange mit Kleinigkeiten auf.

Ehe Rafael nur dazwischen springen konnte, fuhr sie schon dem einen Polizeidiener mit den gekrallten Fingern der einen Hand durch das ganze Gesicht, während sie den andern bei der Kehle

packte, daß dem Mann in dem Moment auch die Augen aus dem Kopf traten, und daß sie der dritte dabei mit voller Faust und aller Kraft, ohne irgend welche Rücksicht gegen das schöne Geschlecht zu nehmen, wider die Stirn traf, schien sie nicht im geringsten zu berühren; sie wankte und wich nicht, und Scipio fing an Luft zu bekommen.

In dem Gefühl verdoppelte er auch seine Anstrengungen, dem Griff der Feinde zu entgehen, und hatte den linken, eisenharten Arm schon frei bekommen. Rechts und links bei den Nachbarn wurde es dabei ebenfalls laut und lebendig.

„Holla, was ist das?" riefen ein paar rauhe Stimmen, und schwarze, drohende Gestalten warfen sich gegen die Umzäunung, die beide Höfe von einander trennte, um herüber zu klettern. Die alte Frau im Hause, die ein entsetzter Zeuge des Kampfes war, erhob dabei ein Zetergeschrei, und Rafael sah ein, daß er selber mit zuspringen mußte, wenn sie ihre Beute nicht verlieren wollten. Kam der Mulatte auch nur für einen Moment frei und gelang es ihm, sich über die nächste Einfriedigung zu werfen, so hätte ihn die ganze peruanische Polizei nicht wieder in dem Häuser- und Gärtengewirr des Negerdorfes aufgefunden. Von der

Schußwaffe wollte er aber nur im äußersten Nothfall und zur Selbstvertheidigung Gebrauch machen.

Der Griff der Megäre an des Polizisten Kehle war indessen so bedenklicher Art geworden, daß dieser los ließ und, wie es schien, auch schon das Bewußtsein verlor. Rafael sprang deshalb zu, faßte den Arm des Frauenzimmers und riß die Hand gewaltsam von ihrem Opfer los. In dem Moment aber hörte er auch rasche Schritte hinter sich und sah aus dem Haus einen stutzerhaft gekleideten, aber nichtsdestoweniger ziemlich grobknochigen Mulatten gerade auf sich zuspringen. Scipio mußte ihn auch bemerkt haben, denn er schrie, indem er wieder einen verzweifelten Versuch machte, seinen rechten Arm frei zu bekommen:

„Hieher, Corona, zu Hülfe! Dein Messer heraus, stich die Hunde nieder!"

Señor Corona, denn niemand Anders war es, als unser alter Freund, der hier der Señorita Morbido zu Hülfe eilen wollte, machte in der That eine verdächtige Bewegung, als ob er nach einer verborgenen Waffe greifen wollte. Rafael besann sich deshalb nicht lange, den schon wieder eingeschobenen Revolver vorreißend, richtete er ihn voll auf den erschreckt davor zurückprallenden

Farbigen, und es schien jetzt, als ob er ihn auch wirklich gebrauchen solle, denn zu gleicher Zeit hatten links und rechts ein paar der zu Hülfe gerufenen Nachbarn ihre Spaliere erklommen und waren eben im Begriff, in den inneren Hofraum hinab zu springen.

Da wurden vor und hinter dem Hause die klappernden Hufschläge der heransprengenden Reiter laut, von denen ein Trupp vor dem Haus seine Pferde zügelte, während der andere die kleine, hinter dem Corral liegende Seitenstraße besetzt hielt.

Die Nachbarn blieben oben auf ihren Umzäunungen sitzen und sprangen nicht in den Hof, und Rafael bemerkte, wie sogar jener stutzerhafte Farbige nicht übel Lust zeigte, sich ihnen anzuschließen, denn er eilte auf die nächste Umzäunung zu und machte eben Miene, hinüber zu klettern, als der junge Peruaner ihm in den Weg trat. Seine Hülfe bei der Señorita war nicht mehr nöthig; der eine Polizeidiener hatte sie mit dem Kolben seines Revolvers so gegen den linken Schlaf getroffen, daß sie in die Kniee brach, und des Mulatten waren sie ebenfalls Herr geworden.

Er aber ersuchte jetzt den eleganten Neger mit vorgehaltenem Revolver, doch jedenfalls so lange zu verziehen, bis man seine nähere Bekanntschaft

machen könne, und Corona, der einen heiligen Respect vor Feuerwaffen hatte, ließ bestürzt die Umzäunung los und fragte nur, was man von ihm wolle. Er habe nur den Lärm im Hof gehört und geglaubt, sein Freund Scipio würde von Räubern überfallen; deshalb sei er ihm zu Hülfe geeilt. Wenn er gewußt hätte, daß die Polizei dabei betheiligt wäre, würde es ihm nie eingefallen sein, der entgegen zu treten.

Rafael antwortete ihm gar nicht. Von beiden Seiten betraten jetzt die abgesessenen Dragoner, während vier von ihnen das Haus besetzt hielten und zwei davon mit gespannten Carabinern an der Hausthür Posto faßten, den Hof, und nach einem kurzen, aber immer noch verzweifelten Kampf fand sich Scipio endlich, fest gebunden und seine Ellenbogen auf dem Rücken zusammengeschnürt, in der Gewalt der Polizei, von der er jetzt nur Zweien zur Bewachung übergeben wurde.

Auch seine Schwester, die eine solche Energie in dem Kampf entwickelt, wurde bis auf Weiteres gebunden, und der Beamte, den sie so freundlich bei der Kehle gehabt, übernahm freiwillig ihre Bewachung. Für eben so zweckmäßig hielt es aber der mitgekommene Gerichtsbeamte, welcher sich bis dahin bei der berittenen Patrouille ge-

um Hülfe anzurufen. Da erst hielt der Polizeimann es für angemessen, einzuschreiten, knüpfte ihr ruhig das buntseidene Tuch vom Halse ab, drehte es zu einem Knebel zusammen und schob ihr den so fest zwischen die Zähne hinein, daß sie von da an auch nicht mehr im Stande war, nur einen Laut über die Lippen zu bringen.

Indessen hatte der Beamte mit Don Rafael das Haus selber betreten, und es bedurfte hier in der That keines langen Suchens, um ihre Gewaltmaßregeln gegen die Familie vollkommen gerechtfertigt zu sehen, denn gleich im Wandschrank fanden sie die Beweise des in der Calle de Valladolid verübten Verbrechens in mehreren Saffian-Schmuckkästchen, die unter Wäsche und sonstigem alten Gerümpel versteckt in einer Ecke lagen.

Die alte Frau selber leistete dabei auch nicht den geringsten Widerstand. Kaum hatte sie gesehen, daß die Polizei Besitz von ihrem Hause nahm, als sie schon in eine Ecke kroch, dort niederkauerte und mit zitternden Gliedern und furchtsamen Blicken den Untersuchungen und Erfolgen der fremden weißen Männer folgte.

In dem Schrank fanden sich aber noch eine ganze Menge von anderen Sachen, die augenscheinlich nicht in eine Negerhütte gehörten, und

dort heimisch waren, unter Anderem eine Holzschachtel mit verschiedenen Ringen, zwei goldene, aber nicht aufgezogene Uhren, und eine Menge Dinge, die aller Wahrscheinlichkeit nach höchst interessanten Stoff zu weiteren Untersuchungen boten. Als die Polizeisoldaten aber endlich daran gingen, den Fußboden aufzuheben, um zu sehen, ob der nicht auch noch versteckte Sachen barg, kam ein ganzes Waarenlager der verschiedensten Dinge zu Tag, die von den Leuten gar nicht auf ihren Pferden weggeschafft werden konnten.

Der Beamte wußte sich indeß zu helfen. Alle Neger in der Nachbarschaft besaßen Maulthiere oder Esel, auf denen sie ihre Producte in die Stadt schafften, und auf Requisition der Polizei durften sie sich nicht weigern, diese, natürlich gegen Bezahlung, zur Disposition zu stellen. Einer der Leute bekam Auftrag, so rasch als möglich eine Anzahl davon herbeizuschaffen, und als die Vorräthe jetzt zu Tag gefördert wurden, merkte der Beamte wohl, daß sie einen ganz vortrefflichen Fang gemacht.

Die Packthiere kamen bald; die Eigenthümer hatten sich auch nicht einen Moment geweigert, ja sogar unter keiner Bedingung Bezahlung annehmen wollen, da sie meinten, es müsse ihnen

ja selber daran liegen, so schlechtes Volk aus ihrer Nachbarschaft los zu werden, das sonst im Stande wäre, den ganzen unschuldigen Ort in Verruf zu bringen. Die Leute waren ordentlich entrüstet über die Schlechtigkeit der Menschen im Allgemeinen und dieser Morbidos, die sie immer für so ehrbare Leute gehalten, im Besondern.

Der Mulatte Scipio schien aber wirklich eine wahre Leidenschaft für Brieftaschen gehabt zu haben, von denen sich unter dem Hause in einem kleinen chinesischen Koffer ein ganzer Vorrath fand. Eine Menge von diesen enthielten auch noch Papiere, und Rafael übernahm die flüchtige Durchsicht derselben, oder erbat sich vielmehr die Erlaubniß dazu, während die übrigen Sachen aufgeladen und festgeschnürt wurden. Zehn oder zwölf hatte er solcher Art durchgesehen, ohne das geringste Beachtenswerthe für sich darin zu finden, als er in einer einen offenen Brief mit seinem eigenen Namen auf der Adresse entdeckte.

„Señor, wir müssen fort, „rief der Beamte — „lassen Sie doch den Kram! Macht es Ihnen Spaß, ihn durchzustöbern, so finden Sie ja in der Stadt die volle Zeit dazu!“

„Sie haben Recht, Señor,“ sagte Aguila, aber nicht gesonnen, das gefundene Beutestück mit ab-

zuliefern, denn er wußte nicht, was später daraus werden konnte, wenn es in die Hände der Polizeileute fiel, unter denen Desterres sicherlich viele Freunde zählte. „Bitte, lassen Sie den kleinen Koffer mit aufladen!“ — und die Brieftasche, welche er noch in der Hand hielt, öffnend, als ob er etwas hinein notire, schob er sie dann ruhig und unbefangen in seine eigene Tasche.

Der Beamte selber sah darin auch nicht das geringste Außerordentliche. Der chinesische Koffer wurde wieder verschlossen und mit aufgepackt, und für die drei Gefangenen waren indessen eben so viele Esel mit Reitsätteln requirirt worden, um sie in die Stadt zu schaffen. Um die alte Großmutter kümmerte sich Niemand, aber den Señor Corona hatte der Beamte beschlossen mitzunehmen.

In diesem Augenblick drängte sich Corona, den eine eigene Unruhe erfaßt zu haben schien, zu Rafael und flüsterte ihm zu:

„Señor, ich habe vorhin Ihren Namen gehört — ich kann Ihnen für Sie sehr wichtige Mittheilungen machen! Beschützen Sie mich — ich weiß Alles!“

Rafael sah sich erstaunt nach dem Burschen um. Ehe er aber selber einen Entschluß fassen konnte, schrie die Negerin, welche sich von ihrem Knebel zu befreien gewußt hatte:

„Laßt den dort nicht fort — haltet den gelben Schurken — er war mit dabei, und will sich jetzt fortschleichen!"

Corona's Gesicht bekam eine ganz aschgraue Farbe, aber der Beamte rief lachend:

„Schon gut, Señorita, wir werden Sorge dafür tragen, daß er in Ihrer Gesellschaft bleibt! Hinauf mit Dir, mein Bursche! Hast Du nicht gehört, daß die junge Dame nach Dir verlangt?"

„Sie lügt!" schrie Corona in Todesangst — „dieser Señor hier kennt mich — er weiß, daß ich ein ehrlicher Mann bin! Nicht wahr, Señor — nicht wahr, Sie wissen, daß ich mit diesen Leuten nichts zu thun habe?"

„Ich lüge — Du feiger, nichtswürdiger Schuft!" schrie jetzt die zu äußerster Wuth getriebene Megäre — „ich will Dir beweisen, ob ich lüge oder nicht! Laßt ihn nicht fort, Señor, das ist der Hauptspitzbube von allen, und Ihr habt an ihm einen capitalen Fang gemacht!"

„Helft mir, Señor!" bat der Mulatte noch einmal in Todesangst, aber Rafael wandte sich mit Ekel von ihm ab, und zwei von den Dragonern hatten ihn auch schon gefaßt, schnürten ihm zur Vorsorge die Hände ebenfalls auf den Rücken und halfen ihm dann auf seinen Esel, der kaum

in die Reihe der übrigen rückte, als das wüthende Negerweib seinen unglücklichen Reiter in Haß und Verachtung anspie und dann mit einer wahren Fluth von Verwünschungen überschüttete.

Vier von den Dragonern saßen jetzt ebenfalls auf, um die gebundenen Verbrecher zu begleiten, während das Ulanen-Piquet langsam die Straße heraufkam und als Escorte durch das Dorf requirirt wurde. Es war gerade nicht viel Gefahr vorhanden, daß die Neger einen Versuch machen würden, die Gefangenen gewaltsam zu befreien, aber doch immer besser, jede Vorsicht zu gebrauchen.

Die übrigen Dragoner trieben indessen in einem etwas summarischen Verfahren auch das Vieh zusammen, um es, als Eigenthum der Verbrecher, mit in die Stadt zu nehmen. Dagegen protestirte nun freilich Rafael, der die arme alte Frau nicht von Allem beraubt sehen wollte — aber umsonst.

„Mein sehr werther Herr," sagte der Beamte trocken, „die heutige Expedition kostet dem Staat sehr viel Geld, und die Untersuchung wird ebenfalls nicht gratis geführt, da müssen wir wenigstens etwas haben, an das wir uns halten können."

„Gut," sagte Rafael, „dann bitte ich Sie, wenigstens diese eine braune Kuh zurückzulassen!"

„Thut mir leid, bin es nicht im Stande."

„Und doch wird es besser sein, „sagte der junge Mann, „oder Sie würden genöthigt werden, sie wieder heraus zu schicken! Diese Kuh ist nämlich mein Eigenthum; ich habe sie gestern von dem Mulatten gekauft und baar bezahlt — die Leute, welche mit mir herausgekommen sind, können Ihnen das bezeugen, und ich schenke sie jetzt der alten Frau zu ihrem eigenen Gebrauch!"

„Hm, wenn die Sache so steht, ist es freilich etwas Anderes," sagte der Beamte; „schade übrigens um die Kuh — es ist die beste von allen, und die alte Diebesmutter verdient sie, bei Gott, nicht! Aber mit Ihrem Eigenthum können Sie machen, was Sie wollen. Treibt die Kuh wieder in den Corral hinein, und schließt die Umzäunung, daß sie nicht fort kann!"

Rafael trat jetzt noch einmal in das Haus und sagte der alten Frau, daß er die gestern gekaufte Kuh für sie da gelassen habe — aber sie hörte ihn gar nicht. In ihrer Ecke zusammengedrückt und scheu, kauerte sie am Boden und stierte vor sich nieder auf die aufgerissenen Planken. Rafael wollte ihr näher treten, aber kreischend schrak sie zurück und streckte die dürren Hände abwehrend gegen ihn aus.

Mit der Alten war nichts zu reden, so viel sah er ein, und er schritt deshalb hinüber zu einem der Nachbarhäuser, um dort zu sagen, daß die zurückgelassene Kuh der alten Frau gehöre. Aber finster drohende Blicke begegneten ihm auch hier statt des Dankes, den er doch weit eher verdient hätte.

„Unendlich gnädig, Señor," höhnte ihn ein bös drein schauendes Negerweib — „Ihr hättet sie aber doch lieber auch mitnehmen sollen! Was bekommt Ihr denn eigentlich für's Spioniren?"

Draußen die Soldaten saßen schon alle im Sattel und ritten langsam die Straße hinab, und Rafael hielt es, nach den Blicken, denen er überall hier begegnete, wahrlich nicht für gerathen, allein zurückzubleiben. Ohne deshalb ein Wort zu erwidern, drehte er sich ab, schritt zu seinem Pferd zurück, sprang in den Sattel und folgte den Vorangerittenen. Laute Verwünschungen und Schimpfreden schallten hinter ihm drein. Gewaltthätigkeiten wagte indeß Niemand, denn noch war der Soldatentrupp zu nahe, mit denen das Negerdorf doch nicht in offener Feindseligkeit anbinden mochte.

Aber der wüste, unheimliche Ort lag bald hinter ihnen, und der einsamen Straße folgend, wußten sie ihre Gefangenen jetzt in Sicherheit. Nur

einzelnen Negern begegneten sie, die aus der Stadt mit ihren Milcheseln oder geleerten Fruchtkörben kamen, und diese hielten dann jedes Mal und riefen den Gefangenen ihr erstauntes Pero Señorita! Por amor de Dios? fragend zu. Die beiden Männer antworteten aber nie. Sie blickten still und finster vor sich nieder, und nur das Mädchen hatte fast jedes Mal eine höhnende, freche Erwiderung, die oft von ihren Wächtern mit einem schallenden Gelächter belohnt wurde.

Was konnte den Gefangenen aber auch geschehen? Die Todesstrafe, selbst für Raubmorde, war abgeschafft — und ein paar Jahre sitzen? Die peruanischen Gefangenhäuser konnten sich damals nicht rühmen, jemals einen Gefangenen jahrelang gehalten zu haben, und außerdem hatten sie Freunde, und einflußreiche Freunde noch dazu, genug, die ihnen schon beistehen würden. Selbst Scipio, so wie er nur das erste Gefühl der Demüthigung hinabgekämpft, schien seine Lage nicht mehr für so verzweifelt zu halten, wie im ersten Moment der Ueberraschung, und hob die Augen wieder trotzig zu den Begegnenden empor.

Nur Corona war in einer verzweiflungsvollen Stimmung. Wie in einander gebrochen saß er auf seinem Esel, die beiden Hände auf den Sattelknopf

gestützt, und stierte mit gläsernen Augen auf den Hals seines Thieres, ohne auch nur ein einziges Mal links oder rechts zu schauen.

So zog die kleine, wunderliche Caravane in die Stadt.

6.
Das französische Protectorat.

Der Zug konnte sich nur ziemlich langsam fortbewegen, da die Esel, auf denen die Gefangenen saßen, trotz allem Prügeln der Soldaten nur im Schritt gingen. So lange sie noch draußen vor der Stadt waren, ließ Rafael seinen Braunen ebenfalls im Schritt gehen und hielt sich an die Seite des Beamten, um mit diesem über die Vorgänge des heutigen Tages und den günstigen Erfolg ihrer Sache zu plaudern. So wie sie aber die Vorstadt und dort auch eine Art von Negerviertel erreichten, ließ er sein Pferd austraben und ritt seiner eigenen Wohnung zu, um dort erst einmal den Inhalt der erbeuteten Brieftasche in aller Ruhe zu untersuchen.

Der Cholo, den er zur Aufwartung hatte,

meldete ihm dabei, daß ein fremder Herr, derselbe, welcher gestern seine Karte abgegeben, schon zweimal dagewesen sei und nach ihm gefragt habe. Es war jedenfalls Monsieur Lacoste, aber Rafael für den Augenblick viel zu neugierig, seinen eigenen Interessen nachzuforschen. So denn ohne Weiteres seinen Hut in die Ecke werfend und ohne selbst die Sporen abzuschnallen, zündete er sich eine Cigarre an, setzte sich an den Tisch und öffnete die alte grüne Brieftasche, das frühere Eigenthum seines Onkels, die jedenfalls gestohlen sein mußte, ehe das Gericht, nach dem Tod desselben, einschreiten konnte, um Papiere und Eigenthum des Verblichenen zu sichern.

Der Brief, der ihn zuerst aufmerksam gemacht, war von einem Geschäftsfreund in Lima und bezog sich auf gleichgültige Gegenstände; in der Tasche selber aber lag noch ein anderer Brief von Desterres, kaum mehr als ein Zettel, und zwar drei oder vier Tage später datirt, als der Kaufbrief unterzeichnet sein mußte. In dem Brief bat aber Desterres den alten Señor Aguila, ihm die Hacienda, wenn er sie einmal nicht verkaufen wolle, wenigstens auf fünf Jahr pachtweise zu überlassen. Er versprach dabei auf alle Bedingungen einzugehen, die der alte Herr stellen würde.

Außerdem fand Aguila in der Brieftasche selber, nämlich in einem kleinen hineingebundenen Buche, eine Zusammenstellung oder vielmehr einen Auszug der Haupteinnahmen und Ausgaben des laufenden Jahres, und zwar bis zu seinem Todestag selber, der auch mit keiner einzigen Zahl von dem Verkauf, selbst eines einzigen Ackers, Erwähnung that. — Diese Papiere waren für Rafael von der größten Wichtigkeit, aber er zerbrach sich vergebens den Kopf, um heraus zu bekommen, auf welche Weise gerade der Mulatte in den Besitz derselben gelangt sein konnte. Mit Einwilligung Desterres' konnte das nicht geschehen sein, selbst nicht mit dessen Wissen, denn der schlaue Peruaner würde jedenfalls gerade dieses Schriftstück vernichtet haben, das seinen Kaufbrief mehr als in Frage stellte. Konnte nun trotzdem ein Zusammenhang zwischen diesem Mulatten und dem Weißen bestehen?

Er wurde gestört, denn der unermüdliche Franzose war schon wieder da, und als er zu ihm in's Zimmer trat, rief er lebhaft aus:

„Ah, Monsieur, sehr erfreut, Sie endlich wieder in Lima zu sehen! Ich habe Sie mit Sehnsucht erwartet, denn unsere Sache ist in vollem Gang!"

„Und haben Sie die Einwilligung des Präsidenten?“

„Rascher, als ich gedacht!“ rief der Franzose erfreut. „Seine Excellenz, dem ich verschiedene und sämmtlich übereinstimmende Aussagen der Insulaner vorgelegt, ist selber entrüstet über das nichtswürdige Betragen des Capitäns, und wenn das Schiff zurückkommt, möchte es dem Herrn wohl nicht besonders ergehen! Aller Wahrscheinlichkeit nach kreuzt er jetzt aber schon wieder zwischen den Inseln umher, um neue Beute aufzufischen, und ich will ihm nur nicht wünschen, daß er unserer „Glorieuse“ oder einem der anderen dort stationirten Kriegsschiffe in den Weg läuft, es könnte ihm sonst etwas sehr Unangenehmes passiren!

„Und was wollen Sie jetzt thun?“

„Fragen Sie lieber was ich schon gethan habe!“ rief der lebendige Franzose. „Castilla, der im Anfang nicht recht daran wollte, weil er in der Sache nichts wie Schererei und Kosten sah, scheint seine Meinung plötzlich geändert zu haben! Möglich, daß er von dem Unglück der armen Teufel wirklich gerührt wurde; möglich, daß er durch das Attentat auch Manchem auf die Spur gekommen ist, was ihn gegen verschiedene Persön-

lichkeiten hier erbittert hat. Mit unserer Regierung mag er außerdem nicht gern in Conflict gerathen, denn unsere Kriegsschiffe sind gerade hier in Callao immer bei der Hand, kurz, er ließ mich noch gestern Abend spät zu sich rufen, und nachdem ich ihm die wirklich einfache Sache auch einfach und klar vorgelegt, was dem alten Herrn immer das Liebste ist, ging er ein paarmal mit auf den Rücken gelegten Händen rasch im Zimmer auf und ab und sagte dann, zu seinem Schreibtisch tretend: „Es ist eine ganz nichtsnutzige Bande!" — was sich vermuthlich auf seine eigenen Unterthanen und Landsleute bezog.

„Ich danke Ihnen," lachte Rafael, „zu denen gehör' ich auch!"

„Bitte um Entschuldigung," lachte auch der Franzose, „ich bin fest überzeugt, daß er Sie ausgenommen hat — kurz und gut, er schrieb mir selber auf einen Zettel eine Vollmacht, die Insulaner, welcher unter französischem Protectorat ständen, und wider ihren Willen von den Inseln geraubt wären, zu nehmen wo ich sie fände, und nur den bisherigen Eigenthümern Quittungen darüber auszustellen. Dann gab er mir gleich seinen eigenen Adjutanten mit, der mich zum Minister führen mußte, und in einer Stunde war

Alles abgemacht und contrasignirt. Ist das nicht schnell?"

„Für Peru unglaublich," sagte Rafael — „und nun?"

„Wollte ich gern," fuhr Monsieur Lacoste fort, „daß Sie selber mit nach den Hacienden hinausgeritten wären, um dort Ihre Schützlinge einzusammeln. Weil Sie aber nicht da waren und ich auch nicht warten wollte, so habe ich meinen Secretär mit einem hiesigen peruanischen Beamten — Sie hätten nur sehen sollen, wie freundlich Señor Morales war und wie gefällig; der muß etwas ausgefressen haben, sonst hätte er sich nicht so merkwürdig verändert — an Ihren Freund Bertrand hinausgeschickt. Der Dolmetscher vom Schiff ist ebenfalls mit, und sie haben Ordre, die Insulaner augenblicklich nach Lima zu schaffen, von wo ich sie dann zusammen mit dem letzten Zug heute Abend nach Callao nehme. Sie aber, mein lieber Freund, möchte ich bitten, meinen Dolmetscher mit den Indianern indessen hier in der Stadt zu machen, wo ich unter der Zeit selber sammeln werde. Ich habe die Verkaufsliste der „Libertad" und eines andern peruanischen Schiffes, der „Comunidad," die ihre Fracht ebenfalls aus unseren Inseln geholt hat, von der Marquesas-

Gruppe, und glücklicher Weise sind die armen Teufel hier alle in der Nachbarschaft untergebracht oder vielmehr verkauft worden. Nur sechszehn sind nach Macas und zwölf nach Magdalena gekommen, wohin das Ministerium selber Befehl geschickt hat, sie augenblicklich einzuliefern."

„Aber es sind schon drei Schiffe mit Kulis von den Inseln eingelaufen ...."

„Ja, leider ist das eine aber von den Tonga-Inseln, mit denen wir gar nichts zu thun haben, und ich möchte nicht gern, daß es aussähe, als ob sich Frankreich das Protectorat über sämmtliche Insulaner der Südsee anmaße. Kann ich mich aber mit dem englischen und amerikanischen Bevollmächtigten darüber verständigen, so setzen wir das auch durch, denn die Beweise, daß die Tonga-Insulaner ebenfalls gestohlen worden, habe ich schon in Händen. Außerdem hat mir der Präsident fest versprochen, daß kein Schiff mit Insulanern mehr an der peruanischen Küste landen darf. Die peruanischen Gesandten in Bolivia und Ecuador sind ebenfalls angewiesen worden, keinem peruanischen Schiff zu gestatten, eine solche Fracht in jenen Ländern zu löschen, Chile erlaubt es ohnedies nicht, und wenn wir es dann auch noch in Neu-Granada durchsetzen, haben wir den Men-

schenhandel an der amerikanischen Küste überhaupt unmöglich gemacht."

„Und jetzt?"

„Wenn es Ihre Zeit irgend erlaubt, wollen wir ohne Weiteres daran gehen und die armen Teufel in Freiheit setzen, denn allein kann ich mich nicht mit ihnen verständlich machen. Außerdem habe ich auch einen Verhaftsbefehl für jenen Schuft, jenen Felipe, wenn wir seiner habhaft werden können. Gehen Sie mit?"

„Von Herzen gern!" rief Rafael, seine Papiere einschließend. „Wir thun ein gutes Werk und ich freue mich selber darauf, den Jubel der armen, unglücklichen Menschen mit anzusehen! Wenn wir nur keine Schwierigkeit mit der Auslieferung haben!"

„Nicht die geringste. Es geht ein Beamter mit, und die Käufer oder jetzigen Herren der Insulaner werden nur aufgefordert, eine Eingabe an die Regierung zu machen und darin anzugeben, was sie für die verschiedenen Contracte, welche beigelegt werden müssen, an baarem Geld angezahlt oder sonst den Insulanern vielleicht an Kleidern geliefert haben. Für Beköstigung bekommen sie natürlich nichts, denn dafür haben die Leute ja auch gearbeitet."

„Und wer zahlt den armen Teufel ihre Arbeit?" fragte Rafael.

„Ja, lieber Gott," sagte Monsieur Lacoste, „wir wollen nicht zu viel verlangen, und sie können noch froh sein, so mit einem blauen Auge davon zu kommen. Viel gearbeitet haben sie außerdem nicht, und die Regierung wird noch eine Menge von Berechnungen über Krankenpflege einbekommen. Aber das ist ihre Sache, ob sie die bezahlen will oder nicht. Wir haben weiter nichts zu thun, als die armen Menschen in Freiheit zu setzen und auf das Schiff zu liefern, welches sie direct ihrer Heimath wieder entgegen führt. Gehen wir?"

„Haben Sie ein Pferd bei sich?"

„Nein, ich bin zu Fuß ...."

„Gut, dann gehe ich auch —" und seine Sporen abwerfend, schritt Rafael gleich darauf mit Monsieur Lacoste die Straße hinab dem nächsten Hause zu, in dem der Franzose, seiner Liste nach, Insulaner wußte, die dort zu Hausverrichtungen gebraucht wurden.

Im Anfang war die Sache aber noch lange nicht so lohnend, als sie sich wohl gedacht, obgleich die Eigenthümer nicht die geringste Schwierigkeit machten, sie frei zu lassen, denn sie wußten recht gut, daß in einem solchen Fall die Regierung die

versprochene Entschädigung immer äußerst liberal zahlte. Die unglücklichen Insulaner selber aber waren mißtrauisch gegen Jeden geworden, der ihnen nahte, und daß sie jetzt wieder einem andern Herrn überliefert werden sollten, erschreckte sie mehr, als daß es sie beruhigt hätte. Dazu kam noch außerdem, daß es ein Franzose war, und schon von daheim aus hatten sie sich nicht daran gewöhnt, diese als Freunde zu betrachten; denn was für entsetzliche Geschichten erzählten ihre protestantischen Missionare von dem Götzenthum und der Sündhaftigkeit dieser Menschenklasse, die, wie sie behaupteten, nur auf die Inseln gekommen wäre, um ihnen wieder ihren Gott zu rauben.

Nur auch das Eine, daß Rafael ihre Sprache redete und ihnen von Gefährten erzählte, die im Lande drinnen wären und nun auch wieder zu ihnen kommen sollten, bewog sie endlich, ihnen zu folgen, und Rafael hielt es jetzt für das Beste, gleich mit ihnen zusammen zu dem nächsten Haus, einer amerikanischen Restauration in der Calle Mata Vilena, zu gehen. Die dortigen Insulaner folgten gewiß weit rascher, wenn sie die schon befreiten Kameraden sahen.

Diese hier — es waren fünf, deren Contract der Amerikaner damals gekauft, wären aber auch

so gefolgt, denn sie schienen von dem etwas rohen Yankee auch etwas rauh behandelt zu sein. Der Amerikaner selber war aber ebenfalls froh, sie unter so guten Bedingungen wieder los zu werden, denn er versicherte Monsieur Lacoste in einem ganz entsetzlichen Spanisch: fauleres Gesindel hätte er in seinem ganzen Leben noch nicht auf der Welt gesehen und gäbe es auch wohl nicht weiter. Sie wären das „Futter" nicht werth, das sie bekämen, und er wolle verdammt sein, wenn er sich wieder mit einem solchen Contract anführen lasse.

Aber nur vier trieb er aus seiner Küche vor, wo er sie zu Handlangerdiensten, zum Aufwaschen, Gemüsereinigen und dergleichen verwendet hatte. Wo war der Fünfte?

„Zum Teufel gegangen," fluchte der Amerikaner wieder, „und hat, mir nur zum Possen, schon am dritten Tage seinen Contract gebrochen!"

„Ist er fortgelaufen?" fragte Lacoste den jungen Peruaner. „Ist er geflohen?"

„Hell, no!" rief der Yankee; „abgefahren! Auch noch begraben lassen mußte ich ihn, wenn das auch eben nicht viel Geld gekostet hat. Soll aber jetzt Alles mit auf die Rechnung kommen!"

Einer der Unglücklichen war in der That ent-

weder der rauhen Behandlung oder auch vielleicht dem Heimweh erlegen, und die Züge dieser Insulaner sahen ordentlich verklärt aus, als ihnen Rafael die Versicherung gab, daß sie in wenigen Monden ihre heimische Insel wieder betreten sollten.

Von hier aus gingen sie in die italienische Restauration, wo Rafael schon früher den Eingeborenen getroffen hatte. Dort im Hause waren vier Insulaner, und einen Freudenschrei stießen diese aus, als ihnen Rafael sagte, daß sie frei sein sollten, daß er die Schwester des einen auch draußen auf der Hacienda gesehen und diese noch heute wahrscheinlich herein und zu ihnen gebracht würde. Der Italiener allerdings wollte anfangs einige Schwierigkeiten machen. Er schien ziemlich zufrieden mit den Indianern, die er jedenfalls gut oder doch wenigstens leidlich behandelt und zu keiner schweren Arbeit verwandt hatte. Als er aber hörte, daß sich die französische Regierung der unter ihrem Schutz stehenden Insulaner angenommen habe, und sie alle wieder zurück in ihre Heimath geliefert werden sollten, wofür man die Contrahenten entschädigen würde, weigerte er sich auch nicht länger.

Rafael fragte jetzt nach jenem Felipe, den er damals hier gesehen hatte und der, nach des

Italieners eigener Aussage, dort seine Schlafstelle haben sollte. Der Restaurateur wollte aber nichts von seinem jetzigen Aufenthalt wissen. Seine Kiste, ein kleiner, angemalter Kasten, wie ihn Matrosen, gewöhnlich statt Koffer führen, stand allerdings noch in der Stube hinten im Hof und der Bursche selber auch noch in den Contobüchern des Wirthes. Seit acht Tagen schon hatte er sich aber nicht mehr sehen lassen, und der durch den Schlosser geöffnete Koffer enthielt auch weiter nichts als ein paar zerrissene Hemden und eine wollene Jacke. Der Wirth vermuthete, daß der Mann nach Callao und wieder auf ein Schiff gegangen sei.

Rafael fragte jetzt die Insulaner, die alle mit der „Libertad" herüber gekommen waren, ob sie nichts von ihm in letzter Zeit gesehen hätten, und der eine von ihnen rief rasch:

„Er ist hier!"

„Wo? Im Hause?"

„Nein, in der Straße draußen; zwischen den großen Häusern hab' ich ihn gesehen."

„Wann?"

„Gestern." Und der Indianer beschrieb jetzt, wie er gestern mit seinem Herrn auf dem Markt gewesen war, um das dort Gekaufte heimzutragen, und wie er Felipe dort gesehen hätte, der sich

aber wahrscheinlich, wie er den Italiener bemerkte, dem er Geld schuldig war, zwischen den Menschen verlor. Sie wären dann noch lange auf dem Markt geblieben, und als sie nachher nach Hause gingen, sein Herr ein gutes Stück voraus und er mit dem schweren Korb hinterdrein, habe er denselben Schuft noch einmal gesehen, wie er in eines der dortigen Schenkhäuser hineinschlüpfte.

Auf die Frage, ob er im Stande wäre, jenes Haus wiederzufinden, nickte er entschieden mit dem Kopf. Es sollte gar nicht so weit von dem großen Marktgebäude und an der Hauptstraße hieher liegen.

Ob sich der Italiener nun dort noch aufhielt, blieb freilich die Frage, und viel wahrscheinlicher, daß er sich da nur eben des Trinkens wegen umhergetrieben; aber es war doch am frühen Morgen gewesen, und es kam jedenfalls auf einen Versuch an. Monsieur Lacoste erfuhr auch kaum, welche Kunde der Indianer gegeben hatte, als er sich augenblicklich entschlossen zeigte, der Spur zu folgen.

Ganz unmöglich wäre es aber, die Freude der armen Insulaner zu schildern, die jetzt erst anfingen zu begreifen, daß sie wirklich der Freiheit entgegen gingen. Die zuletzt Abgeholten erzählten

nämlich den ersten, daß jener weiße Mann, der ihre Sprache rede, schon früher bei ihnen gewesen und ihnen Nachricht von ihren Freunden im Lande drin gebracht habe, und daß er es gut mit ihnen meine und sie nicht wieder in eine neue Sclaverei führen würde.

Nicht weit davon war eine Badeanstalt, deren Besitzer ebenfalls drei Insulaner, oder vielmehr ihre „Contracte“ gekauft hatte. Es waren drei Brüder gewesen, zwei von ihnen aber, die jüngsten, schon nach einigen Tagen erkrankt, und der eine von ihnen gleich, der zweite — ein Knabe von vierzehn Jahren — erst vor einigen Tagen begraben worden.

Der Inhaber der Badeanstalt, ein Franzose, und nur ein kleines, ängstliches Männchen, war außerordentlich gern bereit, nicht allein den Ueberlebenden herauszugeben, sondern ihn auch mit guter Manier los zu werden; denn seit dem Tode der Brüder hatte er sich so trotzig und ungeberdig, und dabei so finster und verschlossen gezeigt, daß er sich ordentlich gefürchtet zu haben schien, ihm auch nur ein rauhes Wort zu sagen. Außerdem hoffte er dadurch, da die Regierung die Contracte übernahm, auch die zwei wieder eingelöst zu bekommen, deren Inhaber in seinem Hause gestor-

ben waren, während er im andern Falle nichts vergütet bekommen hätte, und der Ueberlebende nicht einmal für eine Person, viel weniger denn für drei arbeitete.

Der herbeigerufene Insulaner — er war ebenfalls von der „Libertad" und hatte damals bei dem Kampf an Bord auch eine Kugel durch den Schenkel bekommen — hörte die Kunde seiner Befreiung still und fast theilnahmlos an. Finster ruhte dabei sein Blick auf den beiden Weißen, und erst als seine Landsleute auf ihn zusprangen und ihm erzählten, daß ihnen der eine Fremde, der es gut mit ihnen meine, versprochen habe, sie sollten Raiateo in wenigen Monaten wiedersehen, zuckte es wie ein lichter Strahl über seine dunkeln Züge. Aber es war auch eben nur wie ein Strahl, so rasch verschwunden, wie er erschienen, und als ihn Rafael aufforderte, seine Sachen herbei zu holen und ihnen zu folgen, sagte er düster:

„Ich habe nichts, nichts auf der Welt, als die Erinnerung an meine Brüder und ihren letzten Gruß — den bring' ich der Mutter, wenn ich je wieder nach Raiateo komme."

Es war in der That so; der arme Teufel hatte Alles, was man ihm bis jetzt gegeben, eine Decke

und etwas reine Wäsche, darauf verwandt, um die Leichen seiner todten Brüder zu schmücken. Er selber besaß nichts weiter, als was er auf dem Körper trug.

7.
Felipe.

Der kleine Trupp von Indianern war indessen schon so angewachsen, daß sie anfingen Aufsehen in den Straßen zu erregen, und Monsieur Lacoste beschloß, die bis jetzt befreiten lieber erst nach seiner Wohnung zu führen und dann erst die übrigen herbeizuholen.

Da sie sich aber doch jetzt nicht so sehr weit von dem Marktplatz befanden, hielt er es für gut, erst einmal an dem Haus vorbei und vielleicht auch hinein zu gehen, wo der Insulaner den Italiener Felipe gesehen hatte. Wenn sie auch nicht gleich darauf rechnen durften, ihm selber zu begegnen, war es doch möglich, daß sie dort etwas Näheres über ihn erfuhren, und das war jedenfalls den Versuch werth.

Es lag Monsieur Lacoste besonders daran, sich des Burschen zu bemächtigen, da die französische Regierung in Tahiti dann an ihm ein Beispiel statuiren und den Eingeborenen beweisen konnte, daß sie nicht allein mit Versicherungen, nein, auch mit der That ihr Wohl befördern und ihre Unterthanen schützen wolle. Das französische Kriegsschiff hatte deshalb auch schon Ordre bekommen, ehe es die befreiten Insulaner nach Raiateo abliefere, vorher erst einmal Tahiti anzulaufen und sie dort einen oder mehrere Tage an Land zu lassen. Einestheils war das zum Besten der Indianer selber, die sich nach der langen und ungewohnten Seereise und überhaupt den vielen Monaten, die sie in dem fremden Leben zugebracht, wieder ordentlich erholen konnten, und dann bekamen sie dort auch Zeit und Gelegenheit, ihren Raub und die Art und Weise zu erzählen, wie sie von den oft verleumdeten Wiwis in dem fremden Land in Schutz genommen und in ihre Heimath zurückgebracht seien. Das war sicherlich mehr, als je die englischen Missionare für sie gethan hatten.

Der eine Insulaner aus der italienischen Restauration wurde deshalb angewiesen, sie wieder in die Straße und zu dem Haus zu führen, wo

er den Burschen neulich getroffen hatte. So gut sich aber der Indianer wahrscheinlich daheim in seinen Bergen zurecht finden mochte, so gänzlich verloren fühlte er sich in diesen Straßen, die, in regelmäßige Winkel abgetheilt, für ihn kein Unterscheidungszeichen hatten, und Rafael merkte bald, daß er vollkommen seine Richtung verlor und zuletzt gar nicht mehr wußte, wo er war.

Rafael bog jetzt selber direct nach dem Marktgebäude ein, wo sich der Insulaner aber auch erst besinnen mußte, weil es an allen vier Ecken gleich aussah und er sonst immer von einer dieser entgegengesetzten Richtung hieher gekommen war. Endlich aber hatte er sich so weit orientirt, daß er die Straße wiederfand, durch welche sie gewöhnlich gingen. Er kannte sie an einem hellgrünen Schild mit brennend rothen Buchstaben, das ihm besonders aufgefallen, weil er behauptete, die rothen Zeichen an der grünen Fläche flackerten in Einem fort, als ob es lauter Feuer wäre. Jetzt wurde es ihm auch nicht schwer, das Haus zu bezeichnen, an dem er den Italiener zuletzt gesehen. Rothe, kurze Gardinen hingen an den Fenstern, es war, mit einem Wort, eines jener gemeinsten Häuser, die, naürlich von Chinesen gehalten, alle Laster und alles Gesindel in sich

vereinigten. Ueberhaupt gab es in der Nähe des Marktes eine Unmasse von Chinesen, und wo irgend eine schmutzige, höhlenähnliche Wohnung den Vorbeigehenden angähnte, da konnte er auch sicher sein, die gelben, nichtssagenden, platten Gesichter dieser Söhne des himmlischen Reiches mit irgend einer schmutzigen Arbeit beschäftigt zu finden.

Auch dieses Haus sah so entsetzlich aus, und ein so ungesunder, warmer Dunst wehte von dort heraus, daß sich der feine und etwas verzärtelte Franzose im ersten Moment wirklich nicht gleich dazu entschließen konnte, den Platz zu betreten. Er war mit Rafael schon vorbei geschritten, und da vor sämmtlichen Fenstern dichte, undurchsichtige Gardinen hingen, so konnten sie von dem, was im Innern vorging, gar nichts erkennen.

Die Indianer folgten ihnen in dichtem Trupp; nur der eine glitt plötzlich an Rafael's Seite, und mit der Hand nach rechts zeigend, flüsterte er, auf die schon vorher einmal bezeichneten Fenster deutend:

„Das war das Haus — warum gehen wir nicht hinein?"

„Ja, mein Herz," sagte der Franzose, der aus der Bewegung schon verstand was jener sagte,

„das glaub' ich Dir schon; aber in die Höhle einzutreten, ist etwa gerade eben so viel, als drei Tage lang Essen und Trinken entsagen, denn auf so lange wird es Einem wohl den Appetit verderben. Was meinen Sie, Señor, sollen wir's riskiren?"

„Ich glaube nicht, daß wir viel dabei zu riskiren haben," lächelte der junge Mann. „Ein Vergnügen ist's freilich nicht, aber, Du lieber Gott, man thut Manches gegen seine Neigung! Da wir einmal vor dem Haus sind, dächt' ich, wir träten auch ein."

„Nun gut denn, auf Ihre Verantwortung," seufzte der Franzose. „Bitte, sagen Sie unseren insulanischen Freunden, daß sie hier draußen einen Augenblick warten. Sie kennen den Burschen wieder, wenn Sie ihn sehen, nicht wahr?"

„Sicher genug," erwiderte Rafael.

„Gut, dann brauchen wir auch die ganze gelbbraune Gesellschaft nicht mit dort hinein zu schleppen. Ich gestehe Ihnen überhaupt, daß ich es nur thue, um mir nachher selber keine Vorwürfe zu machen. Ich will Alles versuchen, um meine Pflicht zu erfüllen, aber La belle France kann nicht von mir verlangen, daß ich in alle Spe-

lunken Lima's hinein krieche, um einem flüchtigen Verbrecher nachzuspüren."

Ein paar Worte für die Insulaner genügten, und Rafael überschritt mit Lacoste eine Schwelle, die vielleicht seit Jahren kein Fuß eines anständigen und ehrlichen Mannes betreten hatte. —

Und wie sah es im Innern aus? Es schien fast, als ob der Chinese, der diesen Aufenthaltsort gegründet, die Idee gehabt habe, eine gewisse Eleganz hinein zu bringen und dadurch einen besseren Theil der Gesellschaft, wenigstens einen wohlhabenderen, herbei zu locken, denn die Schicht der Gesellschaft, die solche Plätze besuchte, stand in der Moralitat auf einer Stufe.

In dem geräumigen Saal wenigstens, den sie jetzt betraten, waren zwei große, mit einst roth gewesenem Plüsch überzogene Sophas angebracht, zwischen denen ein jetzt zwar arg beschädigter, aber gewiß theurer Spiegel hing; ein paar weich gepolsterte, aber jetzt auch zersessene Lehnstühle standen dabei in den Ecken, ein Kronleuchter sogar mit fünf zerbrochenen und drei ganzen Armen hing an der Decke, und vor den Fenstern prangten freilich vielleicht seit Monaten nicht gewaschene, aber doch gestickte Gardinen. Vor den beiden Sophas standen auch Mahagonitische. Aber die

Prachtmöbel hatten nicht ausgereicht, dem jetzt von einem andern Publikum besuchten Raum zu genügen, und da die Geldmittel des Eigenthümers wahrscheinlich nicht hinreichten, das Fehlende so zu ergänzen, daß es zu dem Vorhandenen paßte, so waren statt der kostspieligen Möbel einfache Tannentische und Bänke hinzugefügt, die jetzt den übrigen Raum ausfüllten und Abends, wenn das Leben in diesen Räumen eigentlich begann, auch wohl besetzt sein mochten.

Jetzt, gegen Mittag, und in der heißen Tageszeit, war der Platz verhältnißmäßig leer; nur ein paar übernächtige Dirnen trieben sich darin umher, und hatten das eine Sopha und den einen Tisch besetzt, und ein Chinese brachte ihnen gerade auf schmutzigen Porzellanschüsseln das Essen herein. An dem ersten Holztisch aber saßen drei peruanische Matrosen um eine Flasche Wein und unterhielten sich über die halbe Stube hinüber mit einer der Dirnen, die sie neckten und die ihnen ärgerliche und verächtliche Antworten gab, und auf der einen Holzbank —

„Bei Gott, das ist er!" flüsterte Rafael leise, indem er den Arm seines Begleiters faßte und drückte. „Jener Bursche dort drüben mit dem Strohhut neben sich auf dem Tisch."

„Und sind Sie Ihrer Sache gewiß?"

„Ich habe ihn nur ein einziges Mal in meinem Leben gesehen, aber meinen Kopf möchte ich verpfänden, daß ich mich in der Galgenphysiognomie nicht irre."

„Er hat allerdings ein Gesicht, das man, wenn einmal gesehen, nicht so leicht wieder vergessen kann. Also allons, Monsieur, ich glaube nicht, daß der Bursche Widerstand leisten wird; jedenfalls ist er Einer zu Zwei, also verloren."

Felipe, denn er war es in der That, hatte indessen, wie er so faul auf der Bank ausgestreckt lag, nicht allein das Eintreten der beiden Fremden, sondern auch bald bemerkt, daß ihre Blicke auf ihm hafteten. Was konnten die von ihm wollen? Verschiedenen Wirthen in der Stadt war er allerdings kleinere Summen Geldes schuldig, aber damit konnten die beiden Caballeros doch wahrlich nichts zu thun haben — und was dann? Es war aber jedenfalls mehr, was der Bursche in seinem Leben verschuldet hatte — an den Verrath der Insulaner dachte er in diesem Augenblick nicht einmal — und manche der alten Sünden mochten ihm plötzlich beifallen, denn nichts hat einen leiseren Schlaf, wie ein böses Gewissen.

Die jungen Damen an dem Mahagonitisch

waren indessen aufmerksam auf die Fremden geworden, denn derlei vornehmer Besuch mochte selten in diesen Räumen sein, und der Chinese kam schmunzelnd und mit gebogenem Rücken näher, um zu fragen, ob die Caballeros hier zu speisen beliebten oder ob sie sonst irgend welche Befehle hätten.

Lacoste indessen, ohne den schmutzigen, ekelhaften Burschen auch nur eines Blickes zu würdigen, schritt an ihm vorüber und gerade auf den Italiener zu, der sich halb bestürzt, halb erstaunt auf seinem Ellenbogen empor richtete und den kleinen, sehr behäbig aussehenden Franzosen anstarrte.

„Señor," sagte dieser, ohne eine weitere Vorrede für nöthig zu halten, „ist Ihr Name Felipe?"

„Und wenn er's wäre," brummte der Bursche mürrisch, „wen geht's etwas an, wenn nicht vielleicht einen reichen Onkel, der mir ein paarmal hunderttausend Dollars hinterlassen hätte?"

„Aha," sagte Monsieur Lacoste, während Rafael an seine Seite trat und die drei Matrosen am Nachbartisch aufmerksam wurden, „dann sind Sie auch vielleicht der junge Herr, der mit dem peruanischen Schiff, eine Brigg glaub' ich, oder eine Barke, ich habe es in diesem Augenblick wirklich

vergessen, von einer der Südseeinseln mit einer Ladung Kulis herüber kam?"

„Und wer sind Sie?" fragte Felipe, dem es nicht gefiel, daß ihm Rafael gerade den einzigen Weg verstellte, auf dem er bequem zur Thür konnte, wenn er auch noch keine Ahnung hatte, was die beiden Fremden von ihm wollten. „Um eine gegenseitige Bekanntschaft zu machen, muß man doch auch gegenseitig seine Namen wissen."

„Ganz in der Ordnung," erwiderte Monsieur Lacoste mit einer Artigkeit, die ihm zur andern Natur geworden. „Mein Name ist Louis Lacoste, Chargé d'Affaires Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, und in diesem Augenblick von der peruanischen Regierung bevollmächtigt, mich Ihrer Person zu bemächtigen, um sich gegen eine Anklage auf Menschenraub zu vertheidigen."

Die Unterhaltung zwischen den Beiden, die bis jetzt mit gerade nicht unterdrückter Stimme, aber doch auch nicht laut genug geführt war, daß die in der andern Ecke sitzenden Matrosen den genauen Sinn davon verstehen konnten, hatte bis zu diesem Punkt nicht das geringste Feindselige gezeigt. Felipe seinerseits wußte aber recht gut die Schwere der Anklage zu würdigen, die gegen ihn erhoben werden konnte, wenn er wirk-

lich den Franzosen ausgeliefert wurde. Wie unumschränkt sie auf jenen Inseln regierten, war ihm ja bekannt. Wie er aber nie eine Ahnung gehabt, daß die Sache, die er für vollkommen beseitigt hielt, eine derartige Wendung nehmen könne, so übersah er jetzt auch mit einem Blick die Gefahr, in der er sich befand, und nur das Eine störte ihn noch dabei, daß zwei Fremde — Caballeros allem Anscheine nach — übernommen haben sollten, ihn in einer solchen Spelunke aufzuspüren und zu verhaften, ohne Polizei dabei zu haben.

Kamen sie wirklich allein oder standen die Häscher vor der Thür, um ihn in Empfang zu nehmen? Aber der Chinese war draußen gewesen, und kam in diesem Augenblick wieder mit dem unbefangensten Gesicht der Welt in's Zimmer. Wäre sein Haus besetzt bewesen, Felipe hätte es ihm im Nu ja angesehen. Die Luft draußen war rein, und daß ihn die Beiden nicht halten sollten, davon fühlte er sich überzeugt.

„Señor Lacoste," sagte Felipe in diesem Augenblick mit absichtlich lauter Stimme, damit ihn die Matrosen am andern Tisch hören sollten, „manche Leute ziehen es vor auf See herum zu schwimmen, andere lieben wieder das feste Land.

Ich meinestheils bin zu lange an Bord gewesen, um mich nach einem von Seiner Majestät Schiffen besonders zu sehnen, und ich bedauere sehr, von Ihrer Begleitung keinen Gebrauch machen zu können."

Noch während er sprach, hatte er das eine Bein auf die Bank heraufgezogen.

„Wahren Sie die Thür, Señor!" rief der Franzose, welcher im Nu begriff, was der Bursche wollte. Felipe ließ ihn auch nicht lange darüber in Zweifel.

„Kameraden, zu Hülfe!" rief er den Matrosen zu, „sie wollen einen armen Teufel wieder auf ein Schiff pressen!" — und mit den Worten flog er mit einem verzweifelten Satz über den nächsten Tisch weg. Gerade, als ihm aber hier Lacoste in den Weg springen wollte, während Rafael eine Stellung einnahm, daß der Flüchtige nie die Thür passiren konnte, ohne ihm in die Arme zu laufen, sprangen die Matrosen dazwischen, denn welcher Seemann nähme nicht für einen Deserteur Partei?

„Hallo, Señor," rief der eine, „haben Sie einen Verhaftsbefehl bei sich, daß Sie hier einen freien weißen Mann von seinem Glase Wein wegholen wollen?"

„Zurück!" schrie Monsieur Lacoste außer sich — „es ist ein Verbrecher! Im Namen des Präsidenten, zurück!"

„Bitte, langen Sie zu!" riefen die Anderen lachend, indem sie den nächsten Tisch und die Stühle über einander und gerade in des kleinen Mannes Weg schleuderten.

Rafael warf sich mit einem Schwung über den nächsten Tisch hinweg, um die Bank zu erreichen, welche an den Fenstern hinlief, denn Felipe hatte lange gesehen, daß er die Thür nicht mehr passiren konnte, und mit Blitzesschnelle flog der junge Peruaner darauf hin — aber er kam trotzdem zu spät. Der Italiener hatte den einen, nur angelehnten Fensterflügel weit aufgerissen, und ehe Rafael diesen bei Seite werfen und ihn fassen konnte, war Felipe draußen auf der Straße.

„Caballeros!" schrie der verzweifelte Chinese, als der ausgehobene Fensterflügel zurück auf den Tisch schlug und in Scherben splitterte — was kümmerte das Rafael! Mit einem eben so kecken Satz folgte er dem Flüchtling — aber ein Anderer hatte schon dessen Verfolgung aufgenommen.

Gleichgültig standen die Insulaner draußen vor dem Hause, von den Vorübergehenden angestarrt und wieder ihrerseits die wunderlichen

Menschen musternd, welche hier in eine Wüste, ohne Baum, ohne Schatten, ihre Hütten gebaut und jetzt so eilig hin und wieder liefen, als ob ein Krieg ausgebrochen oder sonst ein ganz entsetzliches Unglück geschehen wäre.

Da wurde das Fenster aufgerissen — eine Gestalt sprang heraus, und der Insulaner, welcher selber gar nicht daran gedacht hatte, daß der Italiener, den er gestern nur flüchtig an dem Hause gesehen, noch da drinnen stecken könnte, rief laut und überrascht aus: „Felipe!"

Eimuto, wie der Insulaner aus der Badeanstalt hieß, hatte düster und schweigend an dem Thürpfosten des Hauses gelehnt und vor sich niedergestarrt, ohne auch nur einen der Vorübergehenden eines Blickes zu würdigen; aber das Wort genügte, ihn mit Blitzesschnelle aus seinen Träumen aufzuschrecken.

„Felipe!" wiederholte er fast unwillkürlich und wie erstaunt den Namen. Hatte er den Verräther doch nicht wieder gesehen, seit er an jenem Morgen an der Landung mit seinen Brüdern ihrem neuen Herrn übergeben wurde, und jetzt, in diesem Augenblick, floh er dicht, dicht an ihm vorbei, so dicht, daß er ihn mit dem Arm hätte berühren können! Wie einer Erscheinung schaute

er auch dem Flüchtigen nach, als ihm Rafael's in ihrer Sprache gerufenes Wort: „Haltet ihn!" seine Besinnung wiedergab.

„Haltet ihn!" — War das nicht der Feind, der jenen nichtswürdigen Verrath begangen, den sie auf ihrer Insel wie einen Bruder aufgenommen hatten und der ihm dafür seine beiden Brüder mordete? — „Haltet ihn!" murmelte er leise zwischen den Zähnen durch, und wie ein Pfeil vom Bogen schnellte er hinter dem Flüchtigen drein.

Felipe hatte sich indeß dem Marktplatz zugewandt, denn in dem Gewühl von Menschen dort war erstlich eine Verfolgung schwer, und dann konnte er auch am leichtesten dazwischen verschwinden. Rafael selber würde auch schwerlich je im Stande gewesen sein, ihn dort zu überholen, hätte es wirklich in seiner Absicht gelegen, einen Straßenwettlauf zu beginnen. Anders war es freilich mit dem flüchtigen Insulaner, der, einmal im Sprung, auch kein Hinderniß mehr kannte und, den Blick nur auf den Fliehenden geheftet, seine Füße kaum den Boden berühren fühlte. Er sah auch sonst nicht, wohin er stürmte — gerade an der Ecke des Marktplatzes traf er mit einem kleinen, unglücklichen Chinesen zusammen, der

einen Korb mit eingekauften Gegenständen, Fleisch, Gemüse und Eiern, am Arm trug und den er wie einen Sack zu Boden warf. Der arme Teufel schrie Zeter, aber über ihn hinweg flog der Indianer.

Dicht vor dem Marktgebäude, in dessen einen Thorweg der Italiener gerade in diesem Augenblick schlüpfte, standen drei Negerweiber im Gefühl ihrer unantastbaren Würde, sich nach ihrer Art laut, fast schreiend mit einander unterhaltend — gegen sie an flog die Rothhaut, mit der einen wie mit einem Keile die beiden anderen aus einander treibend.

„Jesus!“ schrie die dicke Schwarze, während sie von der Wucht des dagegen Prallenden zu Boden stürzte. Wie ein Schatten flog der Insulaner über sie hin, um in der nächsten Secunde in dem Marktgebäude zu verschwinden.

Felipe indessen, der bei seiner Flucht den Kopf gar nicht zurückgewandt und überall nur kleine Lücken zwischen den Menschengruppen benutzt hatte, um rasch hindurch zu fahren, hielt sich jetzt für weit genug von seinen Feinden entfernt, um wenigstens seinen Lauf einzustellen. Er blieb stehen, schöpfte tief Athem und sah sich dann

fast unwillkürlich um, ob ihm Niemand folge, als er dicht und unmittelbar neben sich die Gestalt des auf ihn einspringenden Indianers entdeckte.

Fast unbewußt stieß er einen leisen Angstschrei aus, und wie eine Schlange glitt er wieder zwischen den dichten Gruppen hin, die hier den Verfolger mehr aufhielten als den Verfolgten, weil dieser sich seinen Weg selber wählen konnte und bald links, bald rechts ausbog. Aber das Marktgebäude selber hatte Winkel, in denen der Italiener sich zu verlieren fürchtete, jedenfalls leichter gestellt werden konnte, wenn sich noch ein Anderer der Verfolgung anschloß. Hinaus in's Freie mußte er wieder, und rechtsab glitt er durch das entgegengesetzte Thor — aber dort war er verloren. In der offenen Straße konnte er seinem flüchtigen Verfolger nicht mehr entgehen — wie ein Pfeil schoß er heran, als er die freie Bahn vor sich sah, und der Italiener riß jetzt in letzter Verzweiflung sein Messer aus dem Gürtel, um seinen Feind von sich abzuhalten.

Umsonst! In dem Moment, wo er sich wandte und den Stahl hob, hatte Eimuto mit einer Hand seine Kehle, mit der andern das Gelenk seiner

rechten Hand gepackt, und wie beide, noch halb im Laufe, bei diesem plötzlichen Griff zu Boden stürzten, warf sich der Wilde wie ein Raubthier über sein Opfer.

Der Italiener wollte einen Schrei um Hülfe ausstoßen, aber er konnte es nicht mehr; sein Körper wand und krümmte sich unter der auf ihm liegenden Last. Die gerade die Straße Passirenden blieben erschrocken stehen, bis die Bewegungen des zu Boden Geworfenen aufhörten. Da merkten sie doch wohl, daß es Ernst sei, sprangen zu und suchten den Wilden von seiner Beute loszuheben — aber so leicht ging das nicht. Mit keinen anderen Waffen als seinen Zähnen hatte Eimuto die Gurgel des Italieners gepackt und wie eine Dogge hing er darin fest. Endlich riß man ihn mit Gewalt empor, aber zu spät freilich für den, welchem man damit Hülfe bringen wollte. Noch ein Stück zog er den Italiener mit vom Boden empor, dann stürzte er wieder zurück auf's Pflaster — Felipe war todt.

Rafael war den Beiden indeß langsamer gegefolgt und wurde erst durch die zusammenströmende Menschenmenge zu der Stelle hingezogen. Er kam eben dazu, wie einige Polizeisoldaten den

Indianer, der sich Alles willenlos gefallen ließ, banden und fortführen wollten, während Andere die Leiche des Italieners aufhoben. Er machte auch einen Versuch, den Insulaner überliefert zu bekommen, aber natürlich vergeblich. Er hatte einen Mord auf offener Straße verübt, was immer auch die Beweggründe gewesen sein mochten, und die Polizei hielt ihre Hand auf ihm.

Rafael eilte jetzt zu Lacoste zurück, der sich bei dem Chinesen, des zerbrochenen Fensterflügels wegen, erst hatte auslösen müssen, und dieser war mit dem Erfolg der Jagd gar nicht recht zufrieden. Er hätte den Italiener viel lieber lebendig gehabt, aber es war eben geschehen und nicht mehr zu ändern, und auch Eimuto mußte man vor der Hand den Gerichten überlassen.

Die bis jetzt befreiten Indianer wurden nun aber auch ohne weiteren Aufenthalt in das Haus des Franzosen gebracht, der ihnen dort schon ein paar Zimmer eingeräumt hatte, um sie im Nothfall heute selbst über Nacht zu behalten. Dann ging er unermüdlich daran, auch die Uebrigen an den entlegensten Orten einzusammeln, und welcher Jubel entstand erst, als die Leidensgefährten der Unglücklichen von den Hacienden hereingeschafft

wurden und die besonders dort hinaus verkauften jungen Mädchen mit einem wahren Freudengeschrei ihren Brüdern und Freunden wieder entgegenflogen und sie fest, fest umschlangen, als ob sie nie im Leben wieder von ihnen lassen wollten!

Da aber mit diesen auch der Dolmetscher von der „Glorieuse" zurückgekehrt war, so konnte der Franzose Rafael's Dienste entbehren, und so gern sich der junge Mann einem so guten Werk unterzogen hatte, so froh war er doch, gerade jetzt dieser Beschäftigung enthoben zu werden, wo ihm wahrlich andere Dinge im Kopfe herumgingen, die sein Interesse mehr in Anspruch nahmen.

Zuerst drängte es ihn freilich, gleich nach der Hacienda selber hinaus zu reiten, um mit Bertrand das Nöthige zu berathen; dann aber auch hielt er es wieder für besser und zweckmäßiger, sich direct an den Präsidenten zu wenden. Der alte Herr hatte sich ihm bis jetzt so freundlich gezeigt, daß er fest davon überzeugt war, er würde ihm jede Gelegenheit geben, sein Recht zu erlangen, sobald er ihn nur erst selber einmal davon überzeugen konnte, daß er wirklich im Recht sei, und dies vermochte er jetzt durch Desterres' eigenen Brief.

Die einzige Schwierigkeit blieb nur die, noch

einmal in der allernächsten Zeit eine Audienz bei Castilla zu bekommen, denn nach dem letzten Attentat war er fast noch schwerer zugänglich geworden als vorher.

8.
Der Arriero.

Als Rafael an dem Abend, ziemlich müde von dem ereignißvollen Tag, nach Hause kam, fand er eine Einladungskarte des Präsidenten vor, die ihn auf den nächsten Abend sieben Uhr zu einer Tertulia nach Chorillos beschied.

Nun konnte er dort allerdings den Präsidenten sprechen, aber er wußte es vorher, auch nicht einen Augenblick ungestört, und rasch entschlossen, setzte er sich hin und schrieb an Castilla ein paar Zeilen, worin er nur anfragte, ob es ihm gestattet sein könne, vor dem Eintreffen der Gesellschaft ein paar Worte an ihn zu richten. Er habe wichtige Entdeckungen in der Zeit gemacht und bitte dringend, diese Sr. Excellenz vorlegen zu dürfen.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr hielt ein

Ulan vor seiner Thür und stieß mit der Lanzenspitze oben an sein Fenster. Als er es öffnete, fragte der Soldat:

„Señor Aguila vive aqui?“

„Si, Señor.“

„Es Usted?“ (Sind Sie das?)

„Si, Señor.“

Da zog der Ulan die Lanze zurück, spießte ein Blatt Papier darauf, hob es in die Höhe, daß es der junge Mann erreichen konnte, wandte dann sein Pferd und ritt langsam die Straße hinab. Auf dem Zettel aber standen nur die Worte:

„Kommen Sie um fünf Uhr. Castilla.“

Der letzte Zug nach Chorillos ging um fünf Uhr Nachmittags, und für die Tertúlia heute Abend war vom Präsidenten selber ein Extrazug bestellt, der um sieben Uhr nach Chorillos abging und um ein Uhr Morgens wieder in Lima sein sollte.

Rafael benutzte jetzt den Fünf-Uhr-Zug und kam etwa um halb sechs Uhr in das Palais des Präsidenten, der ihn gleich selber in seiner Veranda empfing.

Der Vorhof des niedern Gebäudes war nämlich offen und nur von einem ziemlich hohen eisernen Gitter umschlossen. Innerhalb desselben,

gleich rechts, wenn man hereintrat, befand sich die kleine Wachtstube, und im Hofe selber standen nur rechts und links zwei kurze, grün angestrichene Gartenbänke. Zwei Schildwachen gingen mit aufgesteckten Bajonnetten im Hofe auf und ab, und zwei andere hielten an dem äußeren Thore Wacht, daß Niemand den Hof betreten konnte, ohne vorher von diesen angehalten und gemeldet zu sein. Der wachthabende Officier ertheilte dann die Erlaubniß, ob der sich Meldende Eintritt erhalten solle oder nicht.

Den eigentlichen Salon trennte von diesem Hofraum nur eine schmale, vorn von Holzsäulen getragene und vollkommen offene Veranda, zu der nur zwei steinerne Stufen hinaufführten. In dieser standen links ein einfacher, weiß angestrichener Gartentisch, eine eben solche Bank und einige Rohrlehnstühle, und neben diesen war eine peruanische, wunderbar fein geflochtene Hängematte aufgespannt, dere Seiten, Kopf- und Fußende eine reizende Garnirung von bunten, außerordentlich zarten Federn zierte. Es war ein wirkliches Meisterstück, dieses luftige Ruhebett, und eigentlich hätte dort hinein eine jener lieblichen, halbnackten Indianer-Jungfrauen gehört, wie wir

sie so oft auf tropischen Bildern, leider nie in der Wirklichkeit, hingegossen finden.

Eine solche lag freilich nicht darin, aber dafür die zähe, eisenfeste Gestalt des Präsidenten, der, mit der Linken ein Zeitungsblatt haltend, mit der Rechten sich den weißen Schnurrbart streichend, in die politischen Neuigkeiten so vertieft schien, daß er die Anmeldung des zu ihm tretenden Officiers nicht einmal gleich hörte.

„Señor Aguila!" wiederholte der junge Mann in militärischer Haltung. „Excellenz hatten befohlen ...."

„Ah, recht — recht," sagte Castilla, sich halb in seiner Hängematte aufrichtend, „er soll herein kommen."

Der Officier hatte dem Posten schon ein Zeichen gegeben, und Rafael, der den alten Herrn in seiner Hängematte liegen sah, ging ohne Weiteres auf ihn zu.

„Nun, Señor," sagte Castilla, seinen Gruß nur durch ein leises Kopfnicken erwidernd, „Sie kommen wohl, um sich bei mir zu entschuldigen, daß Sie mich in eine solche Sackgasse hineingeritten haben, he? Sie konnten wohl nicht so lange warten, bis ich Ihnen selber meinen Bescheid gab?"

„Excellenz, ich verstehe Sie nicht," sagte Don Rafael erstaunt; „ich weiß in der That nicht, weshalb ich mich zu entschuldigen hätte!"

„Das ist nicht übel!" lachte der alte Herr. „Und wegen was kommen Sie sonst, als Ihrer rothhäutigen Freunde wegen aus der Südsee? Schicken mir da den Franzosen über den Hals, daß der mich auch noch mit seinen Beschwerden und Protesten quält und mir das Messer dabei auf die Brust setzt, ob ich die rothen Holzköpfe, die sich auf eine so plumpe Art anführen ließen, aus meiner eigenen Tasche loskaufen will oder nicht."

„Excellenz," sagte Rafael lächelnd, denn er sah recht gut, daß der alte Herr keineswegs böser Laune war, „ich würde es wirklich von Herzen bedauern, wenn Ihnen das eine Unbequemlichkeit verursacht hätte."

„Ja, und Sie sehen in diesem Augenblick auch genau so aus," brummte der Präsident.

„Wären Sie aber heute Zeuge gewesen," fuhr Rafael fort, „mit welchem Jubel sich die armen, befreiten Menschen in die Arme fielen — wie glücklich sie waren...."

„Kann ich mir etwa denken, und jede einzelne

Glückseligkeit kostet mich etwa zweihundert Dollars, ohne den Aerger!"

„Und halten Sie das für zu theuer erkauft, Excellenz?"

„Caramba, ja, und Sie würden es auch thun, Señor, wenn Sie es aus Ihrer eigenen Tasche bezahlen müßten!"

„Wahrlich nicht, wenn ich Besitzer der Chinchainseln wäre!" lächelte Rafael.

„Bah, die Zeit kommt auch, wo wir die letzte Schaufel Guano abkratzen," sagte Castilla, „wenn ich es hoffentlich auch nicht erlebe! Doch Scherz bei Seite, ich freue mich selber, daß die armen Teufel wieder in ihre Heimath kommen, noch dazu, ohne daß ich dafür Passage zu zahlen habe. — Aber Apropos, was ist denn das für eine Mordthat, die der eine Ihrer rothen Schufte gestern gleich mitten in der Stadt an einem Matrosen verübt hat? Er kann froh sein, daß er das noch gestern abgemacht, denn heute schon wird wieder das Gesetz publicirt, das die Todesstrafe auf's Neue einführt. Diese wilde Bestie, er hat ihm die Kehle durchgebissen wie ein Panther!"

„Und Ursache genug dazu gehabt," sagte Rafael ernst. „Jener Ermordete war gerade dieser italienische Seemann, der die mit der „Libertad" ge-

kommenen Indianer verkauft und verrathen hatte, und dem Unglücklichen, der ihn hier in der Straße erschlug, waren kurz vorher seine beiden Brüder in der Sclaverei gestorben. Kann man es ihm da verdenken, daß er Rache übte?"

„Hm, so ist die Geschichte?" sagte Castilla, leise vor hin mit dem Kopf nickend. „Sie wissen gewiß, daß es derselbe war, der mit ihnen gekommen ist?"

„Genauer wie irgend ein Anderer, denn ich habe ihn selber in einer jener gemeinen chinesischen Spelunken aufgespürt und die Indianer auf seine Fährte gesetzt — allerdings nicht in der Absicht, ihn hier in den Straßen Lima's erschlagen zu sehen."

„So? — Dann mag Ihr Franzose, jener Monsieur Lacoste, auch sehen, wie er mit seinem Indianer fertig wird; ich will nichts damit zu thun haben."

„Strafe verdient der Unglückliche sicher nicht!"

„Das ist mir ganz gleichgültig; er soll ihm gleich morgen früh ausgeliefert werden und mit auf's Schiff hinunter. Ich habe hier Gesindel genug zu füttern und will nicht auch noch Passage dafür von der Südsee hieher bezahlen. Aber was

war es, das Sie heute zu mir geführt und weshalb sie mich allein zu sprechen wünschten?"

„Meine eigene Angelegenheit, Excellenz, wenn ich Ihnen eine Viertelstunde lästig damit fallen darf."

„Ah, ich erinnere mich — wegen des Verkaufs Ihres Gutes etwa? Ich glaube, Sie sprachen davon."

„Wegen desselben; ich habe ein Schriftstück gegen Señor Desterres in Händen, das den Herrn wohl zwingen dürfte, seinen Kaufbrief und dessen Unterschrift prüfen zu lassen." Und dabei nahm Rafael die erbeutete Brieftasche heraus, um sie dem Präsidenten vorzulegen.

Dieser aber winkte mit der Hand und sagte: „Nicht hier, kommen Sie mit in das Zimmer hinein. Was man hier spricht, schallt zu sehr in den Hof, und es ist besser, wir gehen in das Haus."

Ein Wink von ihm rief dabei den Officier heran und er sagte: „Ich bin für Niemanden zu sprechen, bis mich dieser Herr wieder verläßt."

„Sehr wohl, Excellenz!"

Don Rafael folgte dem Präsidenten in den inneren Raum.

Die beiden Herren mochten die Veranda etwa

eine Viertelstunde verlassen haben, als ein Arriero mit einer Anzahl von bepackten Maulthieren die Straße herab kam und vor dem Palais Halt machte.

Der Mann war in die gewöhnliche Tracht dieser Art Leute gekleidet, die sich auch eigentlich von der gewöhnlichen europäischen nur durch einen Poncho und einen etwas höheren spitzen Hut unterschied. Das Maulthier, welches er ritt, war ein ausgezeichnetes Thier, glatt und schlank von Körper und doch kräftig dabei, und das Zaumzeug, an dem übrigens kein Silber die Habgier liederlichen Gesindels reizte, mit bunten Schnüren in ganz eigenthümlicher Weise verziert. Man sah es dem Arriero überhaupt an, daß er zu der besseren Klasse dieser Leute gehörte. Sein Anzug war sauber und von gutem Tuch und dabei reinlich. Er schien etwas auf sich zu halten, und das kleine, seidene Tuch, das er um den Hals trug, sah aus, als ob es vor kaum einer Viertelstunde neu geknüpft sein konnte.

„Reit' nur immer mit den Thieren voraus," sagte er zu einem seiner Leute, der neben ihm hielt, um seine Befehle zu erwarten. „Wir machen in unserem alten Quartier Halt, wenn es auch ein bischen spät werden sollte."

„Sie wollen nicht in Chorillos bleiben, Señor?“

„Nein, denke gar nicht daran, ich komme schon nach. Strengt mir nur die Thiere nicht so sehr an; es ist heute Mondschein, wenn sie auch eine halbe Stunde länger auf der Straße sind. Die Nacht müssen sie doch ordentlich ausruhen, wenn wir auch erst morgen Mittag nach Lima hinein kommen. Und als ob das genügte, stieg er von seinem Maulthier, dem er freundlich den Hals klopfte und sich weiter gar nicht um es bekümmerte. Seine Leute ritten mit dem Zuge weiter die Straße hinab und auf dem Weg nach Lima hin, und der Arriero schritt auf den nächsten Posten zu und sagte: „Compañero, sei so gut und melde mich einmal Deinem Officier; ich habe mit ihm zu sprechen. Ist der Präsident in Chorillos?“

„Ja, Señor.“

„Gut, melde mich nur Deinem Officier, oder warte, ich gehe lieber gleich mit hinein.“

„Das geht nicht, Señor, ich muß erst....“ wollte der Soldat einwenden.

„Ach was,“ rief der Arriero, „mich darfst Du einlassen, ich gehöre mit in's Haus,“ lachte er vor sich hin; „mach' nur keine Umstände, ich möchte mein Thier nicht gern da draußen so lange allein stehen lassen.“ — Ohne Weiteres schritt der Mann

auch in den Hofraum hinein, und seine ganze Erscheinung hatte so etwas Gediegenes und Zutrauen Erweckendes, daß ihn die Soldaten wirklich nicht hindern mochten. Ihr Officier stand ja auch überdies mitten im Hof, und der Präsident war hinein gegangen.

„Was wollt Ihr, Amigo?" redete ihn hier der Officier ziemlich erstaunt an. „Konntet Ihr Eure Meldung nicht draußen machen?"

„Nein," sagte der Arriero trocken, „ich wollte blos den Präsidenten sprechen, und der wird doch wohl nicht zu mir hinaus auf die Straße kommen sollen."

„Seine Excellenz ist jetzt nicht zu sprechen," wies ihn der Officier ab. „Was Ihr von ihm wollt, könnt Ihr mir sagen, ich richte es schon aus."

„Ja, das glaub' ich," lachte der Mann, indem er seinen Fuß auf die eine Bank stellte und den rechten, etwas locker gewordenen Sporn wieder fester schnallte; „aber damit ist mir und ihm nicht gedient. Doch wir wollen die Sache kurz machen; seid so gut und meldet mich nur Seiner Excellenz, und wenn er dann sagt, daß er mich nicht sprechen will, nun gut, dann reite ich wieder meiner Wege."

„Seine Excellenz," sagte der Officier, ohne sich von der Stelle zu rühren, „hat jetzt eine Unterredung mit einem Caballero, in der er nicht gestört sein will. Er hat mir befohlen, indessen keinen Menschen vorzulassen."

„Hm," lachte der Arriero still vor sich hin, „wie sich doch die Zeiten ändern; es gab eine Zeit, wo — aber was thut's!" rief er, den Kopf zurückwerfend. „Und nun, mein lieber Herr Officier, erlauben Sie mir nur die eine Bemerkung noch, ehe ich wieder gehe. Ich bitte Sie jetzt nochmals, mich Seiner Excellenz zu melden; verweigern Sie es, so thun Sie das auf eigene Verantwortung, und was Ihnen nachher der alte Castilla für Carachos über den Hals schickt, denn er soll eben nicht besonders sparsam damit sein und war es nie, das ist dann Ihre Sache. Sie haben mich doch verstanden?"

„Caramba, Amigo," lachte der junge Officier, den das decidirte Benehmen des Maulthiertreibers amüsirte; „ich fürchte jetzt fast selber, daß ich eine schwere Verantwortung auf mich laden werde. Dürfte ich denn Euer Gnaden wohl um Ihren werthen Namen bitten?"

„Der ist hier im Hause bekannt genug," sagte der Arriero: „Castilla."

„Alle Wetter,“ lachte der junge Mann, „sogar ein Namensvetter Seiner Excellenz! Wie sich der Herr freuen würde, das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft zu haben; schade, daß er heute keine Zeit hat!“

„Gut denn,“ sagte der Arriero, indem er sich ab und zum Gehen wandte, denn daß der junge Laffe seinen Spott mit ihm trieb, merkte er gut genug; „wenn Ihr hier nichts zu thun habt, als Maulaffen feil zu halten, so ist das wenigstens nicht bei mir der Fall. Leider komme ich auch so bald nicht wieder hieher zurück; wenn also Euer Caballero fort ist, dann seid so gut und geht zum Präsidenten hinein und sagt ihm, sein Bruder Manuel wäre da gewesen, aber nicht vorgelassen. Er käme jetzt von Cuzko und ginge nach Huànako, hätte ihm auch gern etwas von zu Hause erzählt, aber es — ging eben nicht. Also, Gott befohlen!“

Und ohne sich weiter um den Officier zu kümmern, schritt er nach dem Thor zurück.

„Alle Teufel,“ murmelte der junge Soldat erschreckt vor sich hin — „des Präsidenten Bruder — und der stricte Befehl des Alten — was ist da zu machen?“ Er hatte wohl schon früher davon gehört, daß Castilla „unten im Süden“ einen

Bruder habe, der Arriero sei und unter keiner Bedingung sein Gewerbe aufgeben wolle; aber ob der Präsident auf einem guten Fuß mit ihm stand, davon wußte er kein Wort. Und sollte er jetzt die Verantwortung auf sich nehmen, den leiblichen Bruder seines Herrn wie einen Bettler von der Thür geschickt zu haben? — Das ging unmöglich an! Heruntermachen konnte ihn auch der Alte nicht, weil er seinen Bruder angemeldet, das durfte er schon nicht der Leute wegen thun. Nein, fortlassen durfte er den auf keinen Fall, was auch nachher daraus entstand!

„Señor!" rief er hinter ihm drein, als der Arriero eben wieder zwischen den Soldaten durchpassiren wollte.

„Amigo?" rief jetzt der alte Maulthiertreiber mit einem eigenen, drolligen Zug um den Mund zurück, indem er nur stehen blieb und den Kopf halb über die Schulter drehte.

„Warten Sie einen Augenblick."

„Thut mir leid; habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht kann."

„Ich werde Sie melden."

„Ah, das ist etwas Anderes," sagte der alte Arriero, indem er sich auf seinem Absatz herumdrehte und langsam in den Hof zurückschritt;

„bitte, Señor, sagen Sie weiter nichts, als „Manuel sei da," und dann kommen Sie wieder heraus und melden mir; Seine Excellenz würden sich ungemein freuen, mich begrüßen zu können — wie?"

Der Officier hatte sich schon abgedreht und schritt in das Portal hinein. —

Drinnen im Zimmer an dem langen, abgerundeten Tisch, der schon für den heutigen Abend gedeckt war, stand Castilla neben Rafael, den Brief Desterres' in der Hand und die Schriftzüge mit einem andern Document vergleichend, das er selber von dem genannten Herrn besaß.

„Und Sie wissen genau, Aguila, daß der Kaufcontract ein drei Tage jüngeres Datum trägt?"

„Ich bin erbötig, meine Versicherung durch irgend welchen Eid zu erhärten. Excellenz können sich aber leicht selber davon überzeugen, wenn Sie jenem Herrn nur einmal befehlen, Ihnen jenen Kaufcontract vorzulegen. Ich vertraue Ihnen indessen gern jenes Papier an."

„Hm, ja, das ginge, Fernando!" rief er dann rasch entschlossen, wie er immer war, und ein junger, etwas bleich aussehender Mann erschien nach einiger Zeit in der Thür. Wenn er draußen gehorcht, so hatte er sich doch jedenfalls eine vernünftige Zeit gelassen, ehe er selber eintrat.

„Ein Telegramm nach Lima," rief ihm der Präsident entgegen, „aber gleich hinunter in das Bureau. Es wird den besagten Herrn noch beim Anziehen treffen."

Der bleiche junge Mann hatte sich an den nächsten Tisch gesetzt, auf dem ein Tintenfaß stand, und hielt die Feder in der Hand.

„Señor Desterres," dictirte der Präsident, „bringen Sie den Kaufbrief über Aguila's Hacienda mit. Castilla." Augenblicklich zu befördern."

Der junge Mann stand auf, verbeugte sich und verschwand durch die Thür, und Castilla wandte sich wieder freundlich gegen Rafael:

„Wie ich höre, haben wir es Ihrem Eifer auch zu verdanken, daß wir auf die Spur jener Diebesbande kommen, die damals der jungen Sängerin ...."

In diesem Augenblick erschien der Officier auf der Schwelle, und während Castilla rasch den Kopf nach ihm drehte und ihn finster ansah, berichtete er, die Hand an der Mütze:

„Excellenz, ein Señor ist draußen, der sich Manuel Castilla nennt, und verlangt, Euer Excellenz gemeldet zu werden."

„Manuel?" rief der Präsident, rasch empor=

fahrend. „Caramba, wo kommt der wieder einmal her? — soll hereinkommen — soll hereinkommen! Hat er Euch denn nicht gesagt, daß er mein Bruder ist? Manuel, Manuel!“ — Der alte Herr hatte in der That in dem Augenblick ganz vergessen, daß noch ein Fremder bei ihm war, und zu der Thür tretend, rief er dem Arriero schon von Weitem zu: „Na, was stehst Du da draußen, Alter, weißt Du den Weg denn noch nicht? Wie geht's, Manuel?“

„Quien sabe (wer weiß),“ antwortete mit dem charakteristischen Achselzucken dieser Leute der alte Arriero, indem er den Hut abnahm, auf den Präsidenten zuging und ihm derb die Hand schüttelte. „Aber Dir geht's gut, nicht wahr, Excellenz?“

„Excellenz — Esel!“ sagte der Präsident; „weißt Du nicht mehr wie ich heiße? Ich habe Dich für vernünftiger gehalten!“

„Das war stets Dein Fehler, Excellenz,“ sagte der Arriero, der etwas Störrisches wohl von dem steten Umgang mit seinen Maulthieren angenommen hatte; „deshalb habe ich's auch nie weiter wie bis zum Maulthiertreiber gebracht.“

„Und wessen Schuld ist das, he?“ rief Castilla in gutmüthigem Zorn. „Hab' ich Dir nicht wieder und wieder angeboten, zu mir zu kommen? Hab'

ich Dich nicht ordentlich gebeten, dem rauhen Leben zu entsagen und Dich nicht länger in Hitze und Staub auf der Landstraße umher zu treiben? Gott bewahre, es war Alles vergebens!"

Der Arriero lachte still vor sich hin und sagte dann, mit dem Kopf nickend:

„Wir sind Beide unverbesserlich, Excellenz, Du und ich, und müssen nun wohl schon so aufgebraucht werden."

„Und wie geht es zu Hause?"

„Excellenz," sagte Rafael, dem es peinlich wurde, Zeuge dieses Zusammentreffens zu sein, noch dazu, da sich jetzt das Gespräch auf Familien-Angelegenheiten wenden sollte, „ich bedaure sehr, Sie durch meine Gegenwart zu stören. Wenn Sie mir gestatten, entferne ich mich jetzt."

„Nun gut, mein lieber Aguila," lächelte der alte Herr, augenscheinlich durch die Erinnerungen, welche die Erscheinung seines Bruders von alter Zeit geweckt, viel weicher gestimmt, „Sie werden mich entschuldigen. Ich habe meinen Bruder lange nicht gesehen, und es freut mich herzlich, daß er mich wieder einmal aufgesucht."

„Wollte Gott, ich hätte einen Bruder, Excellenz, ich würde Hunderte von Leguas wandern, um ihn aufzusuchen!"

„Ich glaub' es Ihnen, Aguila; also auf Wiedersehen heute Abend!"

„Du hast wohl heute Abend große Gesellschaft?" sagte der Arriero, der den Blick über die lange, für viele Personen gedeckte Tafel warf.

„Allerdings, und wenn Du mir eine Freude machen willst, bleibst Du da!" rief der Präsident.

„So?" lachte sein Bruder, indem er auf seinen Anzug deutete.

„Und warum nicht? Wen kümmert's, wenn ich damit einverstanden bin?"

„Das verstehst Du nicht, Excellenz," sagte der Arriero trocken, „und da ich einige Jahre älter bin als Du, muß ich wohl der Vernünftigere sein. Nur Deiner Frau möchte ich noch vorher guten Tag sagen und Dir die Grüße von daheim ausrichten, und nachher geh' ich wieder meiner Wege. Mein Maulthier wird mir auch sonst da draußen ungeduldig."

Rafael hatte sich der Thür zugewandt, grüßte die beiden Männer achtungsvoll und verließ den Saal.

9.
Die Tertulia.

Der Arriero Manuel Castilla hatte sich in der That nicht länger halten lassen, als er gebraucht, um ein wenig mit seinem Bruder und dessen Frau zu plaudern, ihm von daheim zu erzählen und ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Dann verließ er den Rancho wieder, schüttelte dem Präsidenten herzlich die Hand, schritt durch den Hof, stieg auf sein Maulthier, das keinen Fuß breit von der Stelle gewichen war, wo er es verlassen hatte, nickte dem jungen Officier noch einmal freundlich, wenngleich ein wenig boshaft, zu, und trabte dann die Straße hinab und an dem Stationsgebäude der Eisenbahn vorbei, dem Weg folgend, der hinab nach Lima führte.

Indessen war es dunkel geworden, und die

bunten Signallaternen verkündeten endlich den nahenden Extrazug, der Castilla's Gäste aus der Hauptstadt brachte. Und was für ein Leben jetzt auf einmal wieder in dem noch vor kurzer Zeit so stillen Ort herrschte — wie sich das auf der staubigen Straße von geputzten Gestalten drängte, und Fackelträger an beiden Seiten nebenher schritten, um den öden Weg doch wenigstens zu erleuchten!

Still und unscheinbar lag dabei des Präsidenten Haus, allerdings erleuchtet, aber doch nicht so, als ob eine große Gesellschaft empfangen werden sollte, und die inneren Räume waren auch viel mehr gemüthlich, und bequem als glänzend hergerichtet.

Aber die ganze vornehme Gesellschaft von Lima schien geladen, wenigstens Alles, was zu diesem Kreis gehörte, denn es war der erste Abend wieder seit dem Attentat, wo Castilla Gäste empfing, und Alles mußte ihm ja seine Huldigung, seine Glückwünsche bringen.

Zwei von den Gästen schienen einander aber selber, wenn auch nur verstohlen, ganz erstaunt zu betrachten, daß sie gerade an diesem Platz wieder zum ersten Male zusammentrafen, und das war Oberst Desterres und General Franco — ja,

die Gesellschaft selber war überrascht, den kleinen Mulatten hier zu sehen; denn bis jetzt glaubte man überall, daß er in Ungnade gefallen sei, und trotzdem hatte er die Einladung erhalten.

Franco selber fühlte sich gedrückt in der ganzen Umgebung — er wußte nicht, wie er mit „dem Alten" stand — er wußte nicht, zu welchem Zweck er seine Karte erhalten, und wäre am allerliebsten ganz weggeblieben, wenn er nicht gefürchtet hätte, den Präsidenten zu beleidigen. Auch daß Oberst Desterres in dem Saal umherstolzirte, gefiel ihm nicht und erweckte eher sein Mißtrauen, als daß es ihn beruhigte. Was konnte nur die Ursache dieser Einladung sein, und stak etwa mehr dahinter, als eine bloße Freundlichkeit? — Behaglicher würde er sich jedenfalls daheim in seiner Hängematte gefühlt haben.

Viel mehr an seinem Platz fühlte sich dagegen der Oberst, und von sich selber vollkommen überzeugt, die frühere Verschwörung so schlau eingefädelt und sich selber so ganz im Hintergrund gehalten zu haben, daß Castilla seine Hand dabei auch nicht einmal ahnen konnte, gab er sich jetzt ganz dem wohlthuenden, erhebenden Gefühl hin, der Gast des Präsidenten zu sein — den kleinen General Franco sah er gar nicht mehr.

Die Frau Präsidentin empfing indeß die Gäste, während Castilla selber ab und zu ging und bald da, bald dort einen Bekannten begrüßte. Nur jedem Glückwunsch wich er aus und beseitigte alle derartigen Versuche immer so rasch, wie es nur irgend anging. Aber unter den Dämen hatte er Lydia Valière entdeckt, die er seit dem Carneval nicht wieder gesprochen, und auf sie zugehend, nahm er ihre Hand und sagte freundlich:

„Mein liebes Fräulein, ich freue mich wirklich herzlich, Sie einmal wieder bei mir zu sehen, und kann Ihnen sagen, daß ich den wärmsten Antheil an dem Verlust genommen habe, der Sie betroffen.“

„Excellenz sind so gnädig,“ sagte das junge, schöne Mädchen tief erröthend, „und haben selber mich so reich danach bedacht, daß ich wirklich nicht einmal weiß, ob ich einen Verlust erlitten! Ueberhaupt bin ich in Lima mit einer Liebenswürdigkeit aufgenommen, die ich der guten Stadt im Leben nicht vergessen werde!“

„Bis auf den Bubenstreich jener Nichtswürdigen ....“

„Schlechte Menschen giebt es überall — weshalb nicht auch in Peru?“ sagte Lydia — „und die Erinnerung wird, wenn ich an das Land

zurückdenke, nur das Liebe und Gute davon bewahren!"

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, aber ich hoffe doch, daß Sie uns nicht schon so bald wieder verlassen wollen," sagte Castilla.

„Leider schon mit dem nächsten Vapor," erwiderte Lydia, „denn Briefe, die ich von Hause erhielt, zwingen mich, meine Rückkehr zu beschleunigen."

„Ich fürchte, ich fürchte," sagte Castilla, mit dem Finger drohend, „Sie werden manches gebrochene Herz hier zurücklassen!"

„Ich wußte nicht, daß Excellenz auch boshaft sein können," lächelte das junge Mädchen mit einer leisen Verneigung.

Ihr Gespräch war aber auch für den Augenblick abgebrochen, denn Señor Desterres trat dem Präsidenten gegenüber und sagte mit einer tiefen Verbeugung:

„Excellenz haben mir heute Nachmittag befehlen lassen, ein bestimmtes Papier Ihnen vorzulegen."

„Ah, Desterres — haben Sie es mitgebracht?"

„Allerdings, Excellenz, aber gestatten Sie mir vorher, daß ich meinen aufrichtigsten und tiefgefühltesten Glückwunsch ...."

„Schon gut, schon gut — lassen Sie die alte Geschichte — wo haben Sie das Papier?"

„Hier, Excellenz," sagte der Señor, indem er das Papier dem Präsidenten überreichte — „Excellenz hatten auch die Gnade, meinen Bruder, den Obersten, einzuladen; wollten Sie vielleicht gestatten, daß er Ihnen, noch ganz von der Angst an jenem Schreckenstag erfüllt...."

Der Oberst war vorgetreten und verbeugte sich so tief, daß er mit den Händen fast hätte den Boden berühren können.

„Excellenz, sagte er, ich will zu Gott hoffen, daß es meiner schwachen Stimme an jenem Tage mit gelang...."

„Ah, Oberst Desterres," unterbrach ihn der alte Herr, der, bis jetzt ganz in seine Gedanken vertieft, das eben erhaltene Papier mit den Blicken überflogen — „ist mir lieb, daß Sie da sind — will Ihnen nachher auch noch etwas mittheilen. Sie entschuldigen mich einen Moment, Caballeros," und den Beiden den Rücken kehrend, ging er in das benachbarte Zimmer.

„Mein liebes Fräulein," sagte Rafael indessen, der zu Lydia getreten war und ihre Hand leise an seine Lippen zog, „ich hoffe doch mit ganzer

Seele, daß ich vorhin falsch gehört, daß Sie uns noch nicht so bald wieder verlassen wollen!"

„Señor Confederado," lächelte ihn Lydia freundlich an, „Ihr vortreffliches Gehör hat Sie nicht getäuscht, denn ich bin allerdings fest entschlossen, mit dem nächsten Dampfer nach Frankreich zurückzukehren."

„Und das sagen Sie so ruhig," erwiderte Rafael fast vorwurfsvoll — „und doch," brach er kurz ab, „kann ich mir denken, daß Sie sich aus unserem öden, dürren Land wieder zurück zu den freundlichen Küsten Ihrer schönen Heimath sehnen — o, wer dorthin mit Ihnen ziehen dürfte!"

„Ich bin fest überzeugt," erwiderte Lydia, „daß auf dem Dampfer noch verschiedene Plätze frei sind!"

„Spotten Sie nicht," sagte Rafael fast ernst — „Sie wissen nicht, zu was Sie mich noch treiben könnten!"

„Doch sicher nicht zu einer Ungerechtigkeit,' sagte die junge Dame rasch und fast wie mit einem Vorwurf im Blick zu ihm aufsehend — „aber jetzt bekomme ich eine Strafpredigt," setzte sie lachend hinzu, als sie durch die Gruppen die lange, hagere Gestalt des Señor Benares auf sich

zu steigen sah. „Unterwegs bin ich dem Herrn in einen andern Waggon entkommen, und er wird mir jetzt jedenfalls darüber zärtliche Vorwürfe machen. Ich gebe Ihnen mein Wort, Don Rafael, es giebt für mich auf der Welt nichts Komischeres, als das Schmachten dieses Don Quixote — wenn ich ihm nur ein Barbierbecken verschaffen könnte!"

Der lange und etwas hagere Benares hatte sich indessen bis zu der jungen Dame durchgearbeitet und Lydia ganz recht gerathen, denn er beklagte sich wirklich bitter darüber, daß sie ihn unterwegs absichtlich gemieden und dem „glücklichen" Desterres die Freude gemacht habe, in seiner Gesellschaft hier herauszufahren.

Rafael war inzwischen von der Dame zurückgetreten und wollte sich eben nach einem andern Theil des Saales zurückziehen, denn es that ihm weh, das Spiel mit anzusehen, welches Lydia mit ihren Anbetern trieb und in dem sie sich so wohl zu fühlen schien, als er jenen selben Perteña wieder auf sich zu kommen sah und nicht mehr in Zweifel sein konnte, daß er ihn anreden wolle.

„Nun, mein sehr werther Widersacher von der Landstraße," lächelte auch der junge Peruaner, „Sie werden mir doch wohl wenigstens gestatten,

daß ich Ihnen meinen Glückwunsch über Ihren gelungenen Fang bringe — Sie haben jedenfalls mit Ihren Bemühungen besseren Erfolg gehabt, als ich ...."

„Ich weiß wirklich nicht, welchen Sie meinen," sagte Rafael — sie standen kaum erst drei Schritte von Lydia entfernt, und er konnte sehen, wie das junge Mädchen ihre Hand auf den Arm ihres langen Anbeters gelegt hatte.

„Hahahaha!" lachte Perteña laut auf — „haben Sie in der kurzen Zeit so viele gemacht?"

Lydia zuckte empor, drehte rasch den Kopf nach ihnen um und deckte dann, wie sinnend, einen Augenblick ihre Stirn mit der Linken — Benares bog sich zu ihr nieder, aber Rafael konnte nicht hören, was er ihr zuflüsterte — nur zerstreut erwiderte er auch:

„Allerdings, Señor. Sie haben vielleicht nicht davon gehört, daß wir in diesen Tagen die gestohlenen Insulaner wieder eingesammelt?"

„O, übergenug," lachte Perteña — „Desterres hat mir die Ohren schon voll davon geklagt, denn die Burschen schienen sich ganz vortrefflich einzurichten! Aber ich meinte in diesem Augenblick Ihren Fang bei dem Mulatten, der möglicher

Weise bei dem Einbruch selber betheiligt war, bis jetzt aber freilich nur ausgesagt hat, er habe die bei ihm gefundenen Sachen von einem Neger gekauft, der vor einigen Tagen mit dem englischen Kriegsschiff in See gegangen."

„Möglich," sagte Rafael, der jetzt fest davon überzeugt war, daß ihn sein verdächtiger Freund ein wenig aushorchen wollte; „es sind aber auch Sachen bei ihm gefunden, die er nicht gut von einem Neger gekauft haben kann; verschiedene Brieftaschen zum Beispiel. Ich muß Ihnen übrigens gestehen, Señor, daß ich bis jetzt noch keine Zeit wieder gefunden habe, mich weiter mit der Angelegenheit zu beschäftigen, denn meine eigenen Affairen nehmen meine Thätigkeit zu sehr in Anspruch. Der Mulatte konnte überdies nur bei jenem Carnevalsraub Gehülfe gewesen sein, denn die Hauptsachen sind, so viel ich weiß, nicht bei ihm vorgefunden worden. Wir haben dadurch aber jedenfalls eine Spur bekommen, und Sie wissen, derlei Gesindel verräth einander immer, wenn man ihm die Daumschrauben ansetzt."

„Aber wir haben hier in Peru keine Tortur, Señor!"

„Ich meine nur bildlich," lächelte Rafael —

„er soll überhaupt schon ganz wunderbare Aussagen gemacht haben.“

„In der That?“ rief Perteña rascher, als es vielleicht seine Absicht gewesen.

„Und einige sehr wichtige Briefe sind ebenfalls bei ihm entdeckt worden, die merkwürdiger Weise meinem Onkel gehört haben müssen,“ fuhr Rafael fort und hielt seinen Blick fest auf den jungen Mann geheftet.

Perteña fühlte dabei, wie er die Farbe wechselte, aber vollkommen ruhig sagte er:

„Was stiehlt derlei Gesindel nicht Alles zusammen, und während sie angeblich Milch und Butter in die Häuser tragen, spioniren sie die Gelegenheit für ihre Unternehmungen aus.“

„Sie haben diesmal den Nagel auf den Kopf getroffen, Señor, denn nur dadurch, daß ich gerade gegenwärtig war, als dieser Mulatte bei Fräulein Valière angeblich mit Milch und Eiern zum Verkauf kam, sind wir ihm auf die Spur gerathen.“

„In der That?“

„Und Sie würden lachen, wenn Sie wüßten, durch welche Kleinigkeit der Verdacht sich zur Gewißheit steigerte — nur durch ein kleines Stückchen Siegellack, das vielleicht die alte Frau im Hause leichtsinniger Weise hinaus auf die Straße

geworfen hatte! Aber ich langweile Sie mit derartigen Einzelheiten."

„Bitte, bitte," sagte Perteña, der den fest auf ihm haftenden Blick des jungen Mannes nicht ertragen konnte oder doch wenigstens mit einem unbehaglichen Gefühl bald links, bald rechts hinübersah. Es drängte ihn auch jetzt, vor allen Dingen erst einmal mit Desterres zu sprechen, um von diesem zu hören, was er schon von dem eben Angedeuteten wußte. Aber diesen konnte er jetzt nicht sprechen, denn der Präsident hatte ihn eben in das benachbarte Zimmer geführt, und er sah, wie beide sich dort über ein paar vor ihnen ausgebreitete Papiere bogen und lebhaft mit einander sprachen.

Als er sich von Rafael losmachte, blieb dieser mit unterschlagenen Armen stehen und sah ihm mit einem fast schadenfrohen Lächeln nach. Da fühlte er eine leichte Hand in seinem Arm, und Lydia's Stimme hauchte zitternd in sein Ohr:

„Das war der Mensch, welcher mich an jenem Tag beraubt hat!"

„Wer, Señorita?" rief Rafael fast erschrocken, aber doch mit gedämpfter Stimme.

„Der Sie eben verließ — ich konnte sein Gesicht nicht sehen!"

„Señor Perteña....“

„Ha, mein Verdacht!“ flüsterte das junge Mädchen, und ihr Antlitz war in der Erregung des Augenblickes todtenbleich geworden. „Aber meine Seligkeit zum Pfande, ich irre mich nicht!“

„Aber, Lydia, wenn Sie nicht einmal sein Gesicht sehen konnten!“

„Ich hörte sein Lachen,“ rief die junge Französin, „genau so, wie er damals gelacht, als er, wie im Spiel, mit der Leiter mein Zimmer erstieg und mich dann gleich darauf wie ein Mörder anfaßte! Und wenn ich noch ein halbes Jahrhundert leben sollte, das Lachen vergess' ich nun und nimmermehr!“

„Es giebt nichts Unmögliches unter der Sonne mehr,“ sagte Rafael achselzuckend, „und ich glaube jetzt selbst, daß Sie Recht haben. So viel wissen wir überhaupt, daß ein Señor mit sehr weißen Händen und goldenen Ringen dabei war, und warum sollte es nicht gerade Señor Perteña sein? Sie sagten mir damals, Sie hätten seine Hand gesehen; wenn Sie nun....“

„Ich brauche keinen Beweis weiter, unterbrach ihn Lydia rasch — ich bin meiner Sache zu gewiß!“

„Hm, Alles zusammengenommen,“ lächelte

Rafael, „so stimmt auch das mit meinem ersten Begegnen dieses Herrn, und es fehlte nun nichts weiter, als daß er hier noch, in des Präsidenten eigenem Hause, als Gast Seiner Excellenz, unsere Taschen visitirte."

„Wenn Sie bei ihm Haussuchung hielten," flüsterte Lydia, „dort würde sich der Rest der gestohlenen Gegenstände finden."

„Das bezweifle ich," sagte Rafael kopfschüttelnd, „denn der Herr ist zu schlau, als daß er eine so auf der Hand liegende Vorsichtsmaßregel vernachlässigen sollte, noch dazu, da jetzt der Verdacht auf seine Helfershelfer gelenkt wurde. Nein — aber ich will doch die Gelegenheit wahrnehmen, Seiner Excellenz nachher Ihre Aeußerung mitzutheilen, schon seiner selbst wegen, daß er vorher genaue Erkundigungen über den Patron einzieht, ehe er sich weiter mit ihm einläßt. Darf ich mich auf Sie berufen?"

„Ich bin erbötig, meine Anklage dem Menschen in's Gesicht zu wiederholen!" rief Lydia leidenschaftlich.

„Das wird kaum nöthig sein," lächelte Rafael.

„Und darf man fragen, reizende Señorita, worüber Sie sich in diesem Augenblick so sehr ereifern?" fragte Benares, der, mit einer Tasse

Thee in der Hand, zu den Beiden trat und sich zugleich leicht und vornehm gegen Rafael verneigte.

„Stehen Sie mir bei, Señor," wandte sich Lydia rasch gegen ihren etwas hoch aufgeschossenen Anbeter, „der Señor hier wagt zu behaupten, daß seine Landsleute keinen Kunstsinn hätten und sich nur — worunter er schmeichelhafter Weise mich wahrscheinlich verstanden haben will — nur dann und wann von einer glänzenden Erscheinung hinreißen ließen, der wirklichen Kunst aber nie ein Opfer bringen würden. Eigentlich liegt darin für mich die größte Sottise, die ein Herr möglicher Weise einer nur allein der Kunst angehörenden Dame sagen kann."

„Ich bin außer mir," versicherte Señor Benares und rührte dabei mit dem Löffel, den er in seiner rechten Hand hielt, den Thee um — „Señor Aguila, ich muß es für einen einfachen Selbstmord halten, wenn Sie sich auf so leichtsinnige Weise um die Gunst unseres schönen Gastes bringen wollen!"

Rafael kam wirklich einen Moment in Verlegenheit, und während er über die Geistesgegenwart, ja, selbst Keckheit des jungen Mädchens ordentlich erschrak, wußte er gar nicht gleich eine

Antwort auf die ganz unvorbereitete Anklage zu finden. Das Schlimmste dabei war noch, daß sich Lydia selber an seiner Verlegenheit weidete, und wie ein Mädchen erröthend sagte er endlich:

„Die Señorita hat mich jedenfalls falsch verstanden, denn so — denn in diesem Sinne, mein' ich — war die Behauptung gar nicht aufgefaßt."

„Sie sind Zeuge, Señor Benares, daß er widerruft!" lachte die junge Französin. „Das freut mich, Señor Aguila, und doch," setzte sie schelmisch hinzu, „hätte ich Ihnen mehr Consequenz zugetraut — aber es wird musicirt — o, lassen Sie uns zuhören, meine Herren! Ich hasse nichts mehr auf der Welt als Geplauder bei einem Vortrag — und ihren Arm in den von Benares legend, der in dem Augenblick nicht gleich wußte, was er mit seiner Theetasse anfangen sollte, schritt sie zu einem der Fauteuils und ließ sich dort, ganz dem ziemlich seelenvollen Spiel einer jungen Dame lauschend, nieder.

In einem Nebenzimmer, das eigentlich nur dazu diente, das Geschirr aufzubewahren und bei der Hand zu haben, stand Castilla neben Desterres, vor sich den Kaufbrief ausgebreitet, und den Brief, welchen ihm Rafael gegeben hatte, noch in der Hand haltend. Desterres selber schien in peinlich=

ster Verlegenheit, und der Präsident hielt sein kleines, lebendiges Auge fest auf ihn geheftet.

„Also an diesem Tag, Señor, ist der Kaufcontract wirklich unterzeichnet worden, von dem sich merkwürdiger Weise gar kein Beleg für den eigentlichen Eigenthümer findet?"

„Excellenz können mich doch nicht verantwortlich machen," sagte der Señor, der in diesem Augenblick noch viel gelber aussah wie gewöhnlich, „daß der alte Herr ohne Testament gestorben ist!"

„Nein," sagte Castilla ruhig; „aber kennen Sie vielleicht diesen Brief?"

Er reichte damit Desterres das Blatt, welches Aguila ihm heute gelassen hatte; Desterres aber rief, wie er nur den Blick darauf geworfen:

„Das ist gefälscht!"

„Sie haben ja noch nicht einmal gelesen, was darauf steht," sagte der Präsident, und ein eigenes spöttisches Lächeln zuckte um seine Lippen.

Desterres war leichenblaß geworden, und er stammelte:

„Aus Eurer Excellenz Reden glaubte ich schon zu verstehen, daß — meine Rechtsansprüche durch das Papier da bestritten werden sollten."

„Bitte, lesen Sie," sagte Castilla, und Desterres nahm das Blatt und las es jetzt aufmerksam durch.

„Ist das Ihre Handschrift?“ sagte der alte Herr kalt.

„Ja, Excellenz, aber das Datum...“

„Ich will Ihnen etwas sagen, Desterres,“ unterbrach ihn der Präsident — „Sie wissen recht gut, daß ich Sie bis jetzt begünstigt habe und daß ich Ihnen wohl will; ich glaube, ich gebe Ihnen schon dadurch einen deutlichen Beweis, indem ich Sie ersuche, sich die Sache zu überlegen. Ich — habe mir die Sache überlegt, und bin entschlossen, den Contract hier zu behalten, um ihn von einem Chemiker untersuchen zu lassen. Wollen Sie das abwarten?“

„Excellenz — ich — ich begreife noch nicht recht, was Sie von mir verlangen.“

„So?“ sagte Castilla, leicht vor sich hin lächelnd — „das ist etwas Anderes. Da werde ich also deutlicher sein müssen. Ich wollte nämlich nicht gern, daß die Geschichte stadtkundig würde, Ihretwegen natürlich, und ich glaube, daß sich der Verkauf noch leicht redressiren ließe — meinen Sie nicht?“

„Der Hacienda?“ sagte Desterres und sah den Präsidenten scheu an.

Dieser antwortete aber keine Silbe, nicht einmal durch ein Nicken, und schien nur einfach eine

Antwort auf seine vorige Frage zu erwarten. Da aber Desterres noch schwieg, fuhr er, wie auf ein anderes Thema übergehend, fort:

„Hatten Sie nicht den Wunsch geäußert, Ihrer Gesundheit wegen die trockene Küste zu verlassen? Ich dachte, Morales hätte mir davon gesagt?"

„Ich weiß mich nicht zu erinnern, Excellenz," sagte Desterres, vollkommen vernichtet von der Andeutung.

„So?" nickte Castilla — „nun gut, kommen Sie morgen früh um zehn Uhr zu mir in die Stadt. Ich werde mit dem ersten Zug hineinfahren. Ich erwarte dort Ihren bestimmten Entschluß. Sie haben mich doch verstanden? Ich meine, mit dem Verkauf Ihrer Hacienda?"

„Vollkommen, Excellenz; ich werde nicht ermangeln."

Der Präsident faltete die beiden Papiere zusammen, den Kaufbrief und die von Rafael erhaltene Note, schob sie in die Brusttasche, nickte Desterres zu und ging wieder, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, zur Gesellschaft zurück. Dort trat ihm Franco in den Weg.

„Ah, General," sagte der alte Herr freundlich, indem er den Expräsidenten unter den Arm nahm und zurück in den Saal führte — die junge Dame

musicirte noch und die Gäste hatten sich alle dem Theil des Saales zugezogen, in dem das Fortepiano stand — „es freut mich, auch Sie noch einmal bei mir begrüßen zu können!"

„Excellenz sind so unendlich gnädig," stammelte der kleine Mulatte, „und ich habe schon so lange gewünscht, Ihnen meine aufrichtigsten Glückwünsche über die Abwendung jenes Verbrechens zu bringen, das gegen Sie beabsichtigt war..."

„Plumpe Geschichte, General," lachte der alte Herr, „ganz plumpe Geschichte, „war nicht in den rechten Händen; vielleicht gut angelegt, aber erbärmlich ausgeführt. Bei so etwas müssen die Rädelsführer immer den Muth haben, sich selber an die Spitze zu stellen, sonst läuft die Sache jedesmal schlecht ab."

„Glücklicher Weise war das hier nicht der Fall..."

„Ja wohl, wie Sie sagen, glücklicher Weise — aber, apropos, General, kaufen Sie keine Waffen mehr für mich; ich habe jetzt genug, und weiß sonst am Ende gar nicht mehr, was ich damit anfangen soll."

„Excellenz!" sagte Franco erschrocken.

„Die bei Deschamps in Callao lagernden," fuhr Castilla ruhig und unbefangen fort, „habe

ich acceptirt und in mein Arsenal schaffen lassen — nicht wahr, Sie schicken mir morgen die Rechnung darüber? Aber die von dem amerikanischen Schooner sind nicht zu gebrauchen. Was uns die Yankees schicken, ist selten des Kaufens werth. Ich habe dem Capitän auch deshalb heute Abend einen Lootsen an Bord geschickt, daß er ihn wieder in offenes Fahrwasser bringt. Sie sind doch damit einverstanden?"

„Excellenz," stammelte der kleine Mann in halber Verzweiflung, „ich — ich weiß wahrhaftig nicht..."

„Und noch Eins, General," fuhr Castilla leise fort, indem er sich zu dem Expräsidenten überbog — „ich habe Sie hier als Gast in Lima aufgenommen, vergessen Sie aber nicht, daß Sie, so lange Sie hier wohnen, mein Unterthan sind, und für meine Unterthanen ist von heute an für Hochverrath die Todesstrafe wieder eingeführt — Sie verstehen mich doch? Der Galgen!"

„Excellenz, ich begreife nicht..."

„Das thut mir leid — Apropos, kennen Sie einen gewissen farbigen Señor mit Namen Corona? Er war früher, vor der Emancipation der Neger, Kutscher bei Señor Benares — ich glaube, er hat Sie einige Mal aufgesucht..."

„Ich erinnere mich, daß ein Mann dieses Namens ein- oder zweimal bei mir war, um mich um eine Unterstützung anzusprechen."

„Wahrscheinlich derselbe," sagte Castilla, mit dem Kopf nickend. „Dieser Bursche ist gestern wegen gemeinen Diebstahls verhaftet worden und hatte mich heute Morgen um eine Audienz bitten lassen, weil er mir wichtige Mittheilungen über eine Expedition zu machen habe, die von hier aus nach Ecuador im Werke sei."

„Ich will doch nicht hoffen, Excellenz," rief Franco, dessen Antlitz eine aschgraue Färbung angenommen hatte, „daß Sie den Aussagen eines solchen Menschen Glauben schenken?"

„Hätte ich Sie dann heute zur Tertulia eingeladen?" sagte der Präsident trocken.

„Und jener Corona?"

„Hat mir einige sehr interessante Geschichten erzählt. Der Mensch scheint viel in seinem Leben durchgemacht zu haben und war ungemein gesprächig. Er hat Talent zum Erzählen."

Franco erwiderte nichts. Er war total vernichtet und drehte die weißen Glacéhandschuhe zwischen seinen Fingern herum, daß das Leder platzte.

„Apropos, General," brach Castilla plötzlich ab, „tanzen Sie?"

„Excellenz!" sagte der kleine Mann ordentlich erschrocken.

„Das junge Volk," fuhr Castilla lächelnd fort, „läßt später immer keine Ruhe — wir Alten ziehen uns dann wohl zu einem Spielchen zurück; aber thun Sie sich keinen Zwang an," und ihm zunickend, drehte er sich von ihm ab und durchschritt den Saal.

Rafael hatte schon lange die Gelegenheit abgepaßt, den Präsidenten noch einmal allein zu sprechen, aber auch jetzt versuchte er vergebens, sich ihm zu nähern, denn Castilla bemerkte die junge Französin in ihrem Lehnstuhl und rückte sich einen Sessel neben sie, um mit ihr zu plaudern. Erst als die Musik schwieg und Alles aufstand, um der jungen Künstlerin einige freundliche Worte zu sagen, ging der alte Herr wieder dem Spielzimmer zu, um zu sehen, ob dort Alles in Bereitschaft sei, denn er spielte stark und beschloß nie einen solchen Abend ohne diesen „Genuß".

Rafael trat ihm hier in den Weg und theilte ihm kurz und bündig den Verdacht der jungen Fremden mit, dem der Präsident mit großer Auf-

merksamkeit lauschte. Wie Rafael aber fertig war, sagte er:

„Hören Sie einmal, mein lieber Señor Aguila, Sie glauben wohl, daß ich weiter auf der Gotteswelt nichts zu thun habe, als mich von Ihnen herumhetzen zu lassen?“

„Excellenz,“ lächelte Rafael, „ich glaubte nur, daß es für Sie doch auch von Interesse sein müßte, die Persönlichkeiten näher kennen zu lernen, mit denen Sie verkehren.“

„So — glauben Sie?“ sagte Castilla trocken — „wenn ich Ihnen aber nun sage, daß ich es für viel besser und vortheilhafter halte, von den Personen, mit denen ich verkehre, gar nichts zu wissen, oder verlangen Sie vielleicht, daß ich mir alle vier Wochen meine Umgebung rein ausfegen soll? — Uebrigens,“ setzte er nach einigem Nachdenken hinzu, „danke ich Ihnen für den kleinen Bericht, denn ich zweifle nicht, daß die Señorita, welche ein sehr aufgewecktes kleines Frauenzimmer ist, recht gehört hat, und da ist es doch rathsam, solche Cumpane etwas weiter fortzuschicken; es könnte ihnen sonst auch einmal, wenn sie gerade Geld brauchen, nach meinem Silbergeschirr gelüsten. — Soll ich Ihnen nun aber auch einmal einen guten Rath geben?“

„Excellenz?“

„Dann machen Sie kein Geschäft in Lima daraus, in Wespennestern herum zu stochern,“ sagte der alte Herr. „Wir Beide ändern nun einmal die Menschen nicht, sondern müssen sie nehmen, wie sie kommen, wenn wir eben mit ihnen leben wollen. Uebrigens,“ setzte er freundlich hinzu, „hoffe ich, daß ich Ihre Sache wenigstens arrangirt habe. Ich denke, Sie werden bald wieder auf Ihrer Hacienda schlafen können.“

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Excellenz!“ rief Rafael, wirklich erstaunt über diese rasche Erledigung einer Sache, die, wenn er den Rechtsweg hätte verfolgen sollen, vielleicht Jahrzehnte gedauert haben würde.

„Sehr einfach dadurch,“ erwiderte Castilla, „daß Sie auch ein klein wenig auf sich selber achten, denn ich könnte doch einmal in den Fall kommen, Ihre Dienste in Anspruch nehmen zu wollen, und dann möchte ich nicht gern die Nachricht erhalten: Señor Aguila hat neulich eins auf den Kopf bekommen, weil er seine Nase überall hinsteckt!“ — Und ihm freundlich zunickend schritt er weiter.

Oberst Desterres hatte sich indeß umsonst bemüht, dem Präsidenten wieder nahe zu kommen.

Obgleich ihm dieser im Anfang selber gesagt, daß er ihm noch etwas mitzutheilen habe, war es ordentlich, als ob er ihm von da an ausweiche, denn wo er ihn sicher zu haben glaubte, schlug der alte Herr plötzlich einen Haken und vertiefte sich dann wieder so in ein Gespräch mit irgend einem Minister oder Gesandten, daß es unmöglich war, ihm beizukommen. Jetzt wurde zu Tisch gerufen, und während die Frau Präsidentin sich auf das angelegentlichste und freundlichste mit Lydia unterhalten hatte und sie auch jetzt bei Tafel an ihrer Seite Platz nehmen ließ, hatte sich Castilla plötzlich an ihre andere Seite und in der That mitten zwischen die jungen Damen hinein gesetzt, mit denen er lachte und plauderte.

Rafael dagegen war nicht so glücklich gewesen, Jemandem auszuweichen, der ihm auf Tritt und Schritt nachging und besonders bemerkt und beobachtet hatte, wie freundlich, ja selbst zutraulich der Präsident Castilla mit dem jungen Mann sprach — und das war Señor Rivadia.

„Aber lieber, bester Freund!“ fing er ihn endlich ab, hing sich an seinen Arm und führte ihn, ohne daß Rafael seine Absicht gleich merkte, nach dem andern Ende der Tafel hinüber — „daß Sie in Geschäften bis über die Ohren stecken,

weiß ich, und das entschuldigt Sie einigermaßen — aber so ganz Ihre alten Freunde zu vernachlässigen, ist auch nicht recht! Und wie hat sich Candelaria nach Ihnen gesehnt! — Hier bring' ich den Ausreißer, Kind," wandte er sich dann plötzlich an seine Tochter, die mit tiefem Erröthen, aber freundlichem Lächeln Rafael die Hand entgegenstreckte.

„Hoffentlich nicht wider seinen Willen," sagte das junge Mädchen dabei — „was haben wir Ihnen gethan, Señor, daß Sie uns so lange ohne Nachricht von sich ließen?"

Rafael konnte nicht mehr zurück, ohne unhöflich zu sein, und fand sich jetzt in die angenehme gesellschaftliche Nothwendigkeit versetzt, Entschuldigungen zu stammeln, wo er sich eigentlich gar nicht zu entschuldigen hatte, und sich dann über sich selber zu ärgern, daß er sich eben ärgern ließ. Aber es half ihm nichts mehr. Candelaria war ja eine Jugendfreundin von ihm, und alte Rechte geltend machend, hing sie sich in seinen Arm, so daß der junge Mann eigentlich nicht wußte, ob er die Dame zu Tische führte, oder ob er von ihr geführt wurde. Und der Papa setzte sich an seine andere Seite und war so herzlich und liebevoll und erzählte ihm immer und immer wieder, wie

sich Candelaria nach ihm gesehnt und wie sie ihm Tag für Tag Auftrag gegeben habe, sich nach ihm zu erkundigen.

Rafael verwünschte sein Mißgeschick, und daß ihn Lydia dabei fortwährend im Auge behielt und seine Lage wahrscheinlich durchschaute, denn sie lächelte manchmal recht boshaft zu ihm hinüber, konnte wahrlich nicht dazu dienen, sie angenehm zu machen.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben; Castilla selber gab das Zeichen, denn er war ungeduldig geworden, an seinen Spieltisch zu kommen, und das Musikcorps, das schon über Tisch die Tafelmusik geblasen, fiel jetzt in einen munteren Walzer ein, das junge Volk zum Tanz rufend. Natürlich konnte er nicht umhin, seine Tischnachbarin aufzufordern, und mußte dabei auch sehen, wie sich Lydia — ihm selber dabei zulächelnd — gerade gegen Benares freundlich neigte, der sie aufgefordert hatte.

Die Spieler sammelten sich schon um den Tisch im Nebenzimmer; die Karten lagen dort bereit, und Castilla, der noch mit dem brasilianischen Gesandten gesprochen, wollte sich gerade ebenfalls dorthin begeben. Von dem Augenblick an war er dann für den ganzen Abend für die Gesellschaft

verloren, um die er sich nicht weiter bekümmerte, auch nicht duldete, daß er gestört wurde, und es war jetzt der letzte Moment für den Obersten Desterres, wenn er den Präsidenten heute noch sprechen wollte.

Von Franco, der still und allem Anschein nach sehr gedrückt in einer Ecke saß und mit Niemandem verkehrte, hatte er sich ängstlich fern gehalten. Jetzt schritt Castilla an ihm vorbei, und sich ein Herz fassend, sagte er:

„Excellenz waren vorhin so gnädig gewesen, mir anzudeuten, daß Sie mir noch etwas mitzutheilen hätten ....“

„Ach ja,“ sagte Castilla, der im Anfang ganz zerstreut zu ihm aufgesehen, „gut, daß Sie mich daran erinnern, Oberst. Ich bin von Ihrem Eifer für meine Regierung überzeugt...“

„Excellenz können felsenfest auf mich bauen....“

„Und da jetzt,“ fuhr der alte Herr fort, „die Verhältnisse im Süden etwas bedenklicher Art werden, so ist es nöthig, zuverlässige Leute dorthin zu schicken. Sie werden morgen mit dem Dampfer und einem Bataillon Soldaten nach Arequipa gehen. Sie haben Zeit genug, bis dahin Ihre Vorbereitungen zu treffen. Der Dampfer

geht erst Abends fünf Uhr ab. Adios!“ Und damit ihm zunickend, schritt er in den Speisesaal hinein.

„Excellenz!“ stammelte der Oberst. — Arequipa war das ödeste, sonngebrannteste Nest von Peru — aber der Präsident achtete nicht weiter auf ihn, und die Musik schmetterte dazu ihre fröhlich wirbelnde Weise.

Es gelang Rafael einige Mal an dem Abend, sich Lydia zu nähern und einige Tänze mit ihr zu tanzen; im Ganzen aber war sie von einer solchen Schaar von Anbetern umgeben und in Anspruch genommen, daß sie fast gar nicht zu Athem kam. Aber sie schien sich wohl darin zu fühlen, und zeigte Allen ein gleich heiteres, glückliches Gesicht.

Nur wenn sich Perteña ihr näherte, schrak sie ordentlich vor ihm zurück. Sie fürchtete den Menschen, und wie große Mühe er sich auch gab, nur einen einzigen Tanz von ihr zu erhalten, sie wich ihm jedes Mal entschieden aus.

Erst um halb ein Uhr trennte sich die Gesellschaft, um mit dem Extrazug nach Lima zurückzukehren; die Musik zog, einen lebendigen Marsch spielend, vor ihnen her, und Oberst Desterres marschirte mit, als ob er als Leidtragender hinter seinem eigenen Sarg herginge.

10.

Eine Coquette.

Rafael suchte in dieser Nacht mit schwerem, unruhigem Herzen sein Lager und kaum einen Gedanken zollte er dem glücklichen Fortschreiten seiner eigenen Angelegenheiten, das ihm des Präsidenten Mund garantirt. Das betraf Geld und Geldeswerth, was kümmerte ihn das — es konnte verloren und wieder errungen werden. Aber mit sich selber war er im Unklaren; sein eigenes Herz sah er von Zweifeln bedrückt und geängstigt; er kam sich allein und verlassen in der Welt vor, und ein Gefühl lastete ihm auf der Seele, als ob er an einem Abgrund stehe, in den das Liebste zu versinken drohe, was er auf der Welt kannte.

War es der bevorstehende Abschied von dem schönen Mädchen, das wieder ihrer Heimath zu-

fliehen wollte? Und wie konnte er sie lieben, die ihn, wie alle übrigen Männer, nur wie ein Spielzeug behandelte, mit dem sie sich eine kurze Zeit unterhielt und es dann bei Seite warf. Wonach er sich sehnte, war eine Häuslichkeit, und hätte ihm die Lydia, hätte ihm die aber auch eine seiner Landsmänninnen bieten können, deren größtes und höchstes Ziel im Leben nur immer Genuß und Vergnügen war? Aber wo dann fand er ein Herz, das auch an ihm mit voller Liebe hing? Wo fand er ein Herz, dem er genügen konnte und das im Stande war, ihm eine Heimath zu schaffen, still und ungestört, und nur das Glück im andern Herzen suchend?

Wie sonderbar, daß bei diesem Ueberlegen seine Gedanken immer zu dem freundlichen, stillen Walten Juanita's flogen, die, fern von der Welt, nur ihrem Vater lebte! Und doch hatte er sich, wenn er draußen in einem fernen Welttheil seine einsame Bahn zog, so eine eigene Heimath immer gedacht, so sie herbei gesehnt, und wo konnte er sie jetzt finden? Wohl kaum in Peru, und vielleicht lag sein Ziel wieder weit, weit über dem Weltmeer, drüben in fernen, fremden Landen.

Er mußte Lydia noch einmal ungestört sprechen,

er mußte mit sich, mit ihr im Klaren sein, ehe sie Peru verlassen durfte — er war das sich, er war das ihr schuldig — und erst mit diesem Entschluß wurde er ruhig und schlief endlich, aber immer noch von tollen, verwirrten Träumen gepeinigt, ein.

Es war spät, als er am nächsten Morgen erwachte, und der Kopf ihm noch so wüst, wie nach einer durchschwärmten Nacht. Als er aber ein Bad und dann sein Frühstück genommen hatte, fühlte er sich besser, freier, und beschloß, jetzt auch nicht länger zu säumen und Lydia aufzusuchen. Er wußte ja, daß er sie um zehn Uhr schon sprechen konnte, und zu so früher Zeit brauchte er dann auch nicht zu fürchten, daß er durch andern Besuch, der später gewiß nicht ausblieb, gestört würde.

Und doch betrat er mit Herzklopfen den Raum, denn es war ihm fast zu Muthe, als ob er Abschied von dem Wesen nehmen sollte, das schon zu viel Gewalt über ihn gewonnen hatte, um sie jetzt wieder leicht und ungestraft aus seinem Herzen reißen zu können. Aber er fühlte auch, daß ein entscheidender Schritt geschehen mußte, und mit dem Bewußtsein zog er die Klingel.

Die Mulattin, die gerade drüben mit Rein-

machen fertig gewarden und eben im Begriff war, in den andern Flügel hinüber zu gehen, öffnete ihm die Thür und erkannte kaum den jungen Mann, als sie auch freundlich sagte:

„Gehen Sie nur hinein, Señor, die Señorita ist drin und angezogen. Sie wird sich freuen, Sie zu sehen, denn sie hat schon Aerger genug heute Morgen gehabt."

„Aerger — heute Morgen? Und durch wen?"

„Ja, ich weiß seinen Namen nicht; ein kleiner, dicker, lebendiger Herr, der immer so mit den Armen ficht und im Zimmer umher springt, als ob ihn eine Wespe gestochen hätte. Was sie zusammen sprachen, konnte ich freilich nicht verstehen; es war ein erschreckliches Kauderwälsch und kam mir genau so vor, als ob sie sich immer dabei auf die Zunge bissen."

„Monsieur Monfort?" lächelte Rafael.

„Ja, ich glaube, so heißt er; aber die Señorita wird es Ihnen schon erzählen, Sie haben ja immer ihre Partei genommen."

„Und ist er noch drin?"

„Eben ist er fort, vor kaum einer Viertelstunde, und hat im Gehen noch immer so lebhaft gesprochen, sich in Einem fort dabei umgesehen und anstatt sich auf der steilen Treppe mit den

Händen anzuhalten, in der Luft herum gefochten, daß er glücklich hinunter fiel. Er hätte sich recht weh thun können."

Rafael klopfte an Lydia's Thür.

„Entra!"

„Ich muß um Entschuldigung bitten, wenn ich Sie so früh störe, Señorita...."

„O, das ist lieb und freundlich von Ihnen, daß Sie kommen," rief ihm Lydia entgegen und eilte, die Hand nach ihm ausstreckend, auf ihn zu; „ich habe mich recht danach gesehnt, Sie heute Morgen zu sprechen!"

„Wie glücklich würde es mich machen," sagte Rafael, „wenn ich die Worte so deuten dürfte, wie sie lauten, aber...."

„Aber?"

„Sie sprechen immer in Bildern, Lydia," seufzte der junge Mann, „und will ich das halten, was mir scheinbar geboten wird, so — erfahre ich dann immer hintennach, daß es eben nur bildlich verstanden war."

„Sie sind verwöhnt," lächelte das junge Mädchen, indem sie ihn zu einem Lehnstuhl zog und dann ihm gegenüber Platz nahm; „Alles, was Sie angreifen, glückt Ihnen, und da...."

„Wollen Sie mir auch einmal beweisen, daß es Sachen giebt, die mir nicht glücken.“

„Ich verstehe Sie nicht. Ich glaube, Sie sprechen jetzt in Bildern. Aber kommen Sie — ärgern Sie mich nicht etwa auch....“

„Wie Monsieur Monfort?“

„Sie wissen schon?“

„Ihre Mulattin gab mir draußen eine Andeutung, und ich vermuthete danach, daß es Ihr kleiner Landsmann war. Aber was wollte er von Ihnen, daß er Sie ärgern konnte?“

„Was ein Theaterdirector von einer Primadonna will,“ lächelte Lydia; „neues Auftreten, bis man das Publikum so mürbe gemacht hat, daß es ausbleibt — dann kann man auch gehen.“

„Hatten Sie denn festen Contract mit ihm für eine längere Zeit gemacht?“

„Gott bewahre, ich binde mich nie lange, immer nur von drei zu drei Rollen; aber er behauptet jetzt, ich habe ihm den ganzen Winter zugesagt, und er hätte seine Einrichtung danach getroffen.“

„Und da wurde er heftig?“

„Heftig allerdings, und zwar so, daß ich ihm zuletzt sogar meine letzte Gastrolle kündigte und nun abreisen werde, ohne noch einmal aufzutreten.“

„Und ist das wirklich so fest beschlossen, Lydia?

Wollen Sie wirklich alle Ihre Freunde in Peru so rasch und plötzlich verlassen?"

„Meine Freunde?" wiederholte Lydia leise und bitter. „Glauben Sie wirklich, daß ich viele Freunde hier in Peru zurücklassen werde, Don Rafael, und daß sich zum Beispiel die Herren Benares, Desterres, und wie sie alle heißen, auch nur eine Viertelstunde unglücklich über meinen Verlust fühlen würden?"

„Haben Sie diese Herren je zu Ihren Freunden gerechnet, Lydia?"

Das junge Mädchen sah ihn ernst und lange an; endlich zuckte ein leichtes Lächeln über ihre Züge und sie sagte:

„Nein, Don Rafael; ich bin auch vielleicht ungerecht gewesen. Ich lasse doch einige wahre Freunde hier zurück. Die lieben Deringcourts zum Beispiel, die mich wirklich wie ein Kind vom Hause behandelt haben; Sie, der Sie immer so freundlich gegen mich waren ...."

„Tausend Dank, Lydia, daß Sie mich zu Ihren Freunden zählen," rief Rafael bewegt, „und ich hoffe zu Gott, daß Sie jetzt meinen, was Sie sagen; das Bewußtsein des Gegentheils würde mich recht, recht unglücklich machen!"

„Auch Bertrands habe ich recht lieb gewon-

nen," fuhr Lydia, die Antwort umgehend, fort. „Sie wissen wohl noch gar nicht, daß ich vor einigen Tagen wieder zum Besuch draußen war? Juanita ist ein gar herziges Kind, eine Blume, die da draußen im Stillen keimt und nur unter ihren schattigen Blättern versteckt blüht und duftet. Wie ärmlich, wie kalt und verloren kommt mir dagegen m e i n Leben vor!"

„Und müssen Sie es denn so weiter führen?" sagte Rafael weich. „Kann denn nicht auch Ihrer eine solche Heimath warten und Ihnen Ruhe, Glück und Frieden bringen?"

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf und sagte leise:

„Unruhiges Blut! Wem das einmal in den Adern rollt, der ist verloren und ihm verfallen für immerdar. Es läßt ihn nicht ruhen noch rasten, und ob er's selber ändern wollte, es geht eben nicht — er muß weiter und weiter."

„Und wenn sich Ihnen nun eine Hand entgegenstreckte, die Sie einer solchen bescheidenen Heimath zuführen wollte, würden Sie da nicht dem unruhigen, unstäten Leben entsagen, würden Sie nicht endlich selber Freude finden an einer stillen Häuslichkeit?"

Lydia hatte den Kopf in die Hand gestützt und

mit dieser ihr Antlitz verdeckt, und Rafael fuhr, wärmer werdend, fort:

„O, glauben Sie mir, Lydia, der Jubel der Menge, der Glanz, der Sie umgiebt, der rauschende Beifall, der Ihnen zujauchzt, es sind nur flüchtige, ärmliche Genüsse gegen das eine Gefühl, ein Herz zu haben, das mit dem unseren schlägt, ein Herz zu besitzen, in das wir unsern Kummer, unsere Sorgen ausschütten können, das mit uns jauchzt, wenn Freude unsere Brust bewegt, und in dessen Augen der Spiegel seiner Seele, auf dessen Lippen, fern von jeder faden Schmeichelei, der Hauch treuer Wahrheit liegt! Denken Sie, o, denken Sie, ob es nicht der Mühe werth wäre, dem Phantom zu entsagen, dem Sie jetzt nachjagen, und sich ein solches Glück, einen solchen Himmel auf Erden zu schaffen!"

Lydia schien in heftiger Aufregung; ihre ganze Gestalt zitterte, Nacken und Stirn färbten sich mit einem höheren Roth. Aber sie blieb noch regungslos in ihrer Stellung, und Rafael, seine Hand auf ihren Arm legend, sagte herzlich:

„Sie klagen, daß Sie keine Freunde haben, und doch werden Sie von Tausenden umschwärmt; aber lohnen diese der Mühe, ihnen auch nur einen Gedanken zu gönnen? O, glauben Sie mir, Lydia,

wenn wir uns ein Herz gewinnen auf dieser Welt, aber das eine voll und wahr und allein, ein Herz nur, das sicher uns gehört, das wiegt dann hundertfach all' die Tausende auf und lohnt uns reich, o, überreich für Alles, was wir scheinbar von uns werfen! Aber Sie antworten mir nicht, Lydia! O, sehen Sie mich an, lassen Sie mich nur einen Blick..."

Das junge Mädchen hob den Kopf zu ihm auf, aber mit einem so schelmischen, kaum zurückgehaltenen Lachen, daß sie Rafael erstaunt, fast verletzt anstarrte.

„Lydia!" rief er unwillkürlich aus.

„Aber Don Rafael," lachte die junge Französin jetzt gerade heraus, „wenn Sie nur wüßten, wie gut Ihnen die Moral steht, und wahrhaftig, wenn Sie ein Anderer jetzt gehört hätte, er müßte geglaubt haben, daß Sie drauf und dran gewesen wären, mir eine Liebeserklärung zu machen. Wo, um Gottes willen, sollte ich denn ein solches Herz her bekommen, wie Sie eben mit so brennenden Farben schilderten? Hahahaha, wenn jetzt Juanita hier versteckt gewesen wäre!"

„Juanita?" sagte Rafael erstaunt.

„Ja, Juanita," sagte Lydia. „Aber," fuhr sie fast erschreckt empor, „Sie wollten doch nicht im

vollen Ernst Ihren Spott mit mir treiben, während Ihr eigenes Herz — nein, nein," brach sie, sich selbst beruhigend, ab, „zürnen Sie mir nicht, daß mir auch nur ein solcher Verdacht den Sinn kreuzen konnte! Sie meinten es wirklich ehrlich, und ich unbändiges, unartiges Kind, das ich bin, anstatt Ihnen dankbar zu sein, lache nur und treibe tolle Possen."

„Aber, Lydia, ich begreife Sie nicht!"

„Ach, bester Freund," sagte das junge Mädchen mit komischem Ernst, „das geht mir oft selber so, ich begreife mich selber nicht und tröste mich dann nur mit dem einen Gedanken, daß ich eben nicht Lydia Valière wäre, wenn ich anders sein könnte. Danken Sie Ihrem Gott, daß Sie Ihr Geschick nicht an einen so wilden, bahnlosen Charakter gefesselt hat, wie ich bin — an Juanita's Seite werden Sie den Himmel auf Erden, mit einem Wort, Sie werden Alles das in ihrer treuen, weichen Seele finden, was mir fehlt."

„Aber wie kommen Sie auf Juanita?" fragte Rafael, der noch immer nicht dem Ideengang des wunderlichen Mädchens folgen konnte. — „Welche Vermuthungen sprechen Sie da aus?"

„Vermuthungen?" sagte Lydia, jetzt wirklich erstaunt. „Lieben Sie denn nicht Juanita?"

„Recht von Herzen, wie eine Schwester," sagte Rafael; „aber in einem andern Sinn denkt Juanita auch nicht an mich."

„Nicht an Sie?" rief die junge Französin, erregt von ihrem Stuhl emporspringend. „Und Sie wissen nicht oder wollen nicht wissen, daß Sie jenes Engelskind mit aller Leidenschaft ihrer reinen und unschuldsvollen Seele liebt? Sie wissen nicht, daß sie nur den einen, den einzigen Gedanken hat: Sie, daß Sie nur den einen Wunsch in ihrem Herzen, das eine Gebet auf ihren Lippen trägt: „Sie glücklich zu sehen?"

„Aber wie wäre das möglich?"

„Und wo haben Sie denn Ihre Blicke gehabt, Sie überkluger, weitsichtiger Freund? Wie ich am ersten Tag draußen bei Bertrands, wie ich kaum eine Viertelstunde in seinem Hause war, lag des Mädchens Herz wie ein offenes Bild vor meinen Augen. Keinen Blick verwandte sie von Ihnen, wo sie sich unbemerkt glaubte, kein Wort, das Sie sprachen, entging ihrem lauschenden Ohr, und wenn Sie sich rasch und plötzlich zu ihr wandten, stieg ihr das verrätherische Blut in Stirn und Schläfe. Dort liegt Ihr Glück, Don Rafael, dort blüht Ihnen ein Himmel noch auf Erden, und," setzte sie weicher hinzu, „wenn ich selber wieder daheim

in meinem Vaterland bin, will ich mir Ihren stillen Frieden ausmalen und denken, daß ich auch einen kleinen Theil daran habe, weil ich Ihnen eben den Weg gezeigt zum Paradiese."

„Und Sie, Lydia?" sagte Rafael herzlich.

„Ich?" rief das junge Mädchen, seinem Blick rasch und lachend begegnend, „ei, ich sammle Lorbeeren, wohin ich den Fuß setze, und baue mir davon Lauben, darin zu wohnen. Denken Sie sich, mein verehrtester Señor Aguila, wenn Sie das Unglück hätten, eine so unstäte Frau mit einer ungemessenen Zahl stets wechselnder, aber stets gleich hartnäckiger Anbeter zu haben, was würden Sie thun? Sie kämen aus den Duellen und der Verzweiflung gar nicht mehr heraus."

„Machen Sie sich nicht schlimmer, wie Sie sind, Lydia," sagte Rafael freundlich; „Sie würden sich ändern."

„Ich? — Nie!" rief das junge Mädchen rasch und entschieden; „denn wenn mein Stern einmal am Himmel sinkt, dann — hab' ich auch zu leben aufgehört! — Aber nun fort, Señor, fort nach Ihrer Hacienda hinaus! Der Präsident hat mir schon gestern im Vertrauen gesagt, daß der rechtmäßige Besitzer seinen Platz in den nächsten Tagen wieder beziehen würde. Fort zu Ihrer Braut!

Lassen Sie die Arme nicht länger warten; es war grausam genug von Ihnen, sich so lange fern von ihr zu halten, und noch dazu um meinetwegen. Ich verlasse indessen Peru mit dem nächsten Dampfer, denn mich treibt dieselbe Sehnsucht, die Sie jetzt treiben sollte, in die Arme *meines* Bräutigams zurückzukehren."

„Ihres *Bräutigams*?" rief Rafael überrascht.

„Mein Herr," sagte Lydia, sich emporrichtend, „ich ersuche Sie, die Gesetze der Höflichkeit einzuhalten! Sie wollen mir doch wahrhaftig nicht absprechen, daß ich auch einen Bräutigam haben kann?"

„Lydia, Sie machen mich noch verrückt!"

„Nur keine Angst, Señor, Juanita wird Ihnen den Kopf schon wieder zurecht setzen."

„Und in Frankreich sind Sie verlobt, während...."

„Ich mir hier in Peru von aller Welt den Hof machen lasse — das wollten Sie doch sagen, nicht wahr? Nur keine Unwahrheit! Aber die Sache ist nicht so gefährlich," setzte sie lachend hinzu, „und Sie werden mir zugeben, daß die Wahl meiner Anbeter hier eine solche war, um auch einem besorgten Bräutigam keine Furcht ein=

flößen zu können. Weder Benares noch Oesterres sind Leute, auf die er eifersüchtig zu sein brauchte."

„Und davon haben Sie mir noch kein Wort gesagt?"

„Weil ich hier mehr zu thun hatte," lachte Lydia, „als an einen Bräutigam zu denken, der einige Tausend Meilen entfernt ist. — Aber wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt! Eben sprechen wir von Benares, und da steigt er schon mit zwei Schritten über die ganze Straße herüber. — Halt, hier nicht, da hinaus, gehen Sie dort durch den Garten; der Herr braucht nicht zu wissen, daß ich schon so früh Besuch angenommen habe. Er bringt mir wieder einen wundervollen Blumenstrauß."

„Und durch die Hinterthür soll ich?"

„Sie kennen ja den Weg," lachte Lydia, setzte ihm den Hut auf und schob ihn durch die Thür, die sie hinter ihm wieder verschloß. Dann drehte sie sich um, that ein paar Schritte gegen ihren Stuhl und barg mit einem schweren, recht aus tiefster Brust heraus geholten Seufzer ihr Antlitz in beide Hände. So stand sie lange; draußen klingelte es — sie achtete es nicht — es klingelte wieder. Endlich kam die Mulattin von Deringcourts herüber, um dem Besuch zu öffnen.

„Ist das Fräulein zu Hause?“ fragte draußen Benares' Stimme.

„Ja wohl, Señor.“

„Ist sie allein?“

„Ich weiß es nicht — doch wahrscheinlich.“

Es klopfte an ihre Thür. Lydia hob ihr Haupt und warf sich die Locken aus der Stirn. — Es klopfte noch einmal. — „Herein!“

„Darf ich, Señorita?“ fragte die dünne Stimme des langen Peruaners.

„O, mein liebenswürdiger Hofgärtner,“ rief die junge Französin, ihm entgegen gehend und ihm die Hand reichend, die er zärtlich an seine Lippen zog, „was für ein herrliches Bouquet Sie mir da wieder gebracht haben; Sie allein versorgen mich doch mit den süßen Kindern des Frühlings in diesem öden, trockenen Lima, und wie dankbar bin ich Ihnen dafür!“

„Sie machen mich ganz glücklich, Señorita.“

„So, und nun setzen Sie sich hieher zu mir und erzählen Sie mir viel, recht viel von gestern und besonders, wie die Damen über mich geschimpft haben, weil ich so entsetzlich viel lachte.“

Und nun lachte sie wieder, plauderte und erzählte selber und war ganz wie ein fröhliches Kind, dem man eben ein buntes Spielzeug ge-

schenkt hat, daß Señor Benares, als er sie verließ, in einem wahren Taumel von Entzücken gleich wieder zum Juwelier ging, um der bezaubernden Sirene wenigstens noch ein kostbares Andenken mit in ihre Heimath zu geben.

11.

Unter Palmen.

Rafael verließ das junge Mädchen wie in einem Traum. Lydia Braut — in Frankreich verlobt, und hier — Juanita — war es denn möglich, daß ihn Juanita wirklich liebe, und wo dann hatte er seine Augen, seine Gedanken gehabt? — Ja, er hätte sich wohl eine Antwort darauf geben können, aber er wagte es nicht; und wieder und wieder schmolzen zwei Bilder vor seiner Seele zusammen: Lydia, wie sie daheim dem erwählten Geliebten in die Arme fliegt, und dann die stille, freundliche Heimath dort draußen unter den Bananen, in Bertrand's traulichem Hause, an Juanita's Seite.

Er schritt durch die französische Conditorei, dicht an einem Tisch vorbei, an dem zwei Män=

ner saßen, deren Gespräch stockte, als er vorüber kam, und deren Blicke in tödtlichem Haß auf ihm hafteten — es war Desterres und Perteña. Aber er sah sie gar nicht, und nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, trat er hinaus in's Freie und ging langsam die Straße hinab, seiner eigenen Wohnung zu. Hier sattelte er sein Pferd, aber auch nur mechanisch, keinem klaren Bewußtsein folgend, stieg auf und ritt den Weg hinaus, der nach den Hacienden führte. —

„Das ist der Schurke," flüsterte Desterres, als er an ihnen vorüber war, seinem Gefährten zu. „Wo er nur so plötzlich herkommt — ich habe ihn doch vorher gar nicht gesehen! Am Ende hat er uns behorcht!"

„Hab' keine Furcht," erwiderte Perteña, indem er dem Davonschreitenden mit nicht freundlicheren Blicken nachsah. „Ich weiß recht gut, woher er auf diesen Weg kommt, und es kitzelt mich ordentlich im Arm, ihm den Gang zu verleiden!"

„Wo der Schuft nur den Brief muß aufgetrieben haben?" sagte Desterres. „In den Papieren, die er in Callao ausgeliefert bekommen, war er nicht, dessen bin ich sicher."

„Ich gebe Dir mein Wort, daß er ihn bei der Canaille, bei dem Scipio gefunden hat!" zischte

Perteña. „Haben sie doch bei dem eine ganze Sammlung von Brieftaschen aufgetrieben! Scipio aber war an dem nämlichen Morgen im Hause draußen, wie der Alte starb, und hat sie, in einer tollen Leidenschaft für derlei Dinge, gestohlen und aufgehoben, ohne je auch nur eines Reals Nutzen davon zu ziehen oder zu erwarten!“

„Gebe Gott, daß sie ihn hängen!“ sagte Desterres mit einem unterdrückten Fluch. „Hat die Bestie nicht auch Alles ausgesagt, was sie von der alten Pascua und ihrem Gift wußte!“

„Teufel,“ rief Perteña erbleichend, „dann wird's Zeit, daß wir uns aus dem Staub machen; denn wenn...“

„Aengstige Dich nicht,“ lachte Desterres finster vor sich hin, „die Sache ist nicht so gefährlich. Ich bekam heute Morgen schon Nachricht von der Polizei, und das war die Ursache, weshalb ich Dir schrieb, hier mit mir zusammenzutreffen. Du mußt aber gleich nach der Hacienda hinaus und die alte Pascua warnen, daß sie nichts aussagt und Alles läugnet — es soll ihr Schade nicht sein. Ich kann im Augenblick nicht fort von hier. Uebrigens,“ setzte er zögernd hinzu, „wäre es am Ende auch besser, Du hieltest Dich für kurze Zeit ein wenig aus dem Gesichtskreis der Polizei.“

„Und wenn sie Dich abfassen?"

Desterres schüttelte verächtlich lächelnd mit dem Kopf.

„Die nicht," sagte er, „denn ich weiß zu viel von ihnen, und wenn sie mich bei dieser Sache in der Patsche sitzen lassen, könnte es mir vielleicht einfallen, auch andere zur Sprache zu bringen..."

„Und dürften sie mich, der nur als Zeuge unter dem Kaufbrief steht, dann verantwortlich machen?" murrte Perteña.

„Bah," sagte Desterres, „wenn sie mich ungeschoren lassen, können sie sich nicht an die Zeugen halten! Aber nach Verschiedenem, was ich gehört, fürchte ich fast, daß Du noch andere Dinge auf der Kreide hast, und in dem Fall..." — Er sah ihn dabei mit einem lauernden Blick an, und Perteña flüsterte nach kurzem Sinnen:

„Ich glaube selber, es ist besser, ich besuche einige alte Freunde in den Cordilleren; die Luft fängt an mir hier nicht mehr so recht zu behagen."

„Apropos," sagte Desterres leise, „weißt Du auch schon, daß der neulich an der Straße ermordet Gefundene ein Verwandter des Polizei-Directors war, und daß man unter den bei Scipio ge-

fundenen Sachen ein Messer entdeckt haben will, das — ihm gehört haben soll?"

„Und was kümmert das mich?" sagte Perteña — aber er war leichenblaß geworden, und das Glas, welches er eben zum Munde führen wollte, zitterte so in seiner Hand, daß er einen Theil des Inhalts auf den Tisch goß.

Desterres sagte kein Wort und that, als beachte er die Bewegung seines Gefährten gar nicht. Endlich fuhr er leise fort:

„Hast Du Dein Pferd in der Stadt stehen, Perteña?"

„Ja, das heißt draußen im letzten Garten bei dem Italiener, in jenem Kaffeehaus, unmittelbar am Thor."

„Gut, es ist bald Mittagszeit, und die Straßen sind jetzt menschenleer. Ich begleite Dich noch ein paar Schritt bis zu meinem Hause, und möchte Dir dort auch ein paar Briefe in's Innere mitgeben, wenn Du wirklich eine Luftveränderung vorziehen solltest..."

„Gehen wir," sagte Perteña. — Er war still und nachdenkend geworden, und nur der Blick flog rasch und scheu über die Anwesenden, ob er kein bekanntes Gesicht darunter entdecke. Aber es waren nur Fremde, und die beiden Männer schritten

gleich darauf, ohne weiter ein Wort mitsammen zu wechseln, die stille, vollkommen schattenlose Straße hinab. ——

Es war in der heißesten Tageszeit, als Rafael heute nach den Hacienden hinausritt, und die Sonne brannte versengend auf den zu Staub zertrockneten Boden nieder, aber der junge Mann fühlte es gar nicht. Langsam ließ er sein Thier sich die Bahn zwischen den großen runden Kieseln suchen, die den ersten Theil des breiten Weges füllten, ließ es austraben, als er diese Strecke hinter sich hatte, und war schon lange wieder an der Seitenstraße vorbei, die in das Negerdorf hinüberführte, als er vor sich eine Menge von Menschen im Weg erblickte, und nun fast unwillkürlich sein Thier einzügelte. Aufsehend, erkannte er auch, daß er dicht vor jener letzten, ziemlich verrufenen Posada sei, und wenn er hier allein einer Bande trunkener Neger in die Hände fiel und erkannt wurde, so durfte er sich auch auf einen Angriff gefaßt machen.

Während er aber schon mit der rechten Hand den Holfterdeckel lüftete, erkannte er auch, daß er hier nichts zu fürchten habe, denn zwischen den auf der Straße versammelten Menschen bemerkte er Polizei- und Frauenkleider, und seinem Pferd

wieder die Sporen gebend, war er bald dicht neben der Gruppe.

„Hallo, Señor," rief ihn einer der Polizeileute an, der ihn erkannt hatte, denn er war mit dabei gewesen, als sie die Haussuchung im Negerdorf hielten — „heben hier gerade wieder ein Nest aus, das eben solche Eier zu halten scheint, wie das da drüben! Hübsche Gesellschaft, so viel muß wahr sein, in der Nachbarschaft herum!"

„Blut, Blut!" hörte er da eine hohle, krächzende Stimme rufen — „rothes, warmes Herzblut, und mehr davon — immer mehr! Ich habe es steigen sehen, steigen, höher und höher, und jetzt läuft's über die Schwelle und füllt den ganzen Raum!"

Rafael's Blick flog über die ekle Gestalt einer alten, halb wahnsinnigen Frau, die sich mit der Rechten das weiße, wirre Haar aus der Stirn strich, während sie mit der Linken stieren Blickes vor sich hindeutete, als ob sie das Blut, von dem sie sprach, in Wirklichkeit zu sich heraufquellen sähe. Aber eine andere Gruppe nahm seine Aufmerksamkeit rasch in Anspruch, denn dicht daneben, mit gebundenen Händen und auf einem Esel reitend, neben dem ein Polizeimann Wache hielt, saß die alte Pascua, ihre hagere Gestalt in einen

zerrissenen Poncho geschlagen, die Haare wirr um den Kopf hängend, den Blick stier und in tödtlicher Feindschaft auf ihn selbst geheftet.

„Pascua!" rief er fast unwillkürlich aus — „und was hat das Weib verbrochen?"

„Nur eine Kleinigkeit, Señor," sagte der eine Polizeimann, „einem alten Herrn da draußen in den Hacienden mit Hülfe ihres Sohnes eine kleine Dosis Gift beigebracht, daß er darüber in's Gras beißen mußte!"

„Meinem Onkel?" rief Rafael erschüttert aus.

„War das Ihr Herr Onkel? Sieh 'mal ein Mensch an, wie sich das manchmal so komisch in der Welt macht!"

„Und wo ist der Sohn, jener Pedro?"

„Ah, Sie kennen den Strick auch? Ja, er muß Wind gekriegt haben und war heute Morgen ausgeflogen. Aber wir haben ein paar von uns zurückgelassen, und ich denke, er wird doch noch einmal zum alten Nest zurückkommen — es ist das so Menschennatur — nachher haben sie ihn fest! Santa Maria, ist das hier draußen eine Bande und haben die Blut vergossen!"

„Blut, Blut!" stöhnte die Alte wieder, die das Wort aufgefangen hatte — „immer noch nicht genug, immer noch mehr!"

„Krächze, Du alte Krähe!“ fuhr sie der Polizeimann an — „hinein mit Dir, was brauchst Du hier herumzuheulen! Wenn wir fort sind, hast Du Zeit genug und Platz dazu im Hause! — Und eilt Euch ein bischen da drüben, daß wir hier wegkommen! Caracho, die Sonne brennt hier, daß sie Einem das Hirn ordentlich versengt!“

Die alte Pascua sagte kein Wort und regungslos saß sie auf ihrem Thier, aber ihr Blick schien sich in Haß und Ingrimm in den jungen Mann hineinzubohren, denn wohl ahnte sie, daß sie nur seiner Rückkehr ihr jetziges Schicksal verdanke.

Rafael wurde es zuletzt unheimlich vor dem Blick der Giftmischerin, und sein Thier zur Seite lenkend, ließ er es wieder austraben, den Haciendos zu.

Schon konnte er von Weitem die Gebüsche der Gärten und die niederen Bäume erkennen, als ihm wieder ein kleiner Trupp Menschen auf der Straße begegnete. Aber näher kommend, erkannte er eine Abtheilung der Südsee-Insulaner, die von Macas und Magdalena eingefordert waren.

Das schien jedoch kein Freudenzug befreiter, glücklicher Menschen. Still und düster schritten die armen Insulaner in der staubigen Straße

dahin, denn in dem Sattel hatte man sie natürlich nicht bringen können, und vier von ihnen trugen dabei auf einer leichten Bahre ein junges, fast weißes Mädchen, das gar so krank und bleich aussah und gegen die glühenden Strahlen der Sonne nur nothdürftig durch ein paar über sie gesteckte Bananenblätter geschützt war.

„Grüßt mir Eure schöne Insel!" rief Rafael ihnen in ihrer Sprache zu, als er neben ihnen sein Pferd einzügelte, und wie ein Zauber wirkten die wenigen Worte auf die Schaar. Die Träger setzten ihre Bahre nieder, die Männer und Frauen drängten nach Rafael hin und riefen ihm zu:

„Wo kommst Du her, Fremder? Kennst Du unser Land?"

„Ich kenne es," sagte Rafael freundlich, „und bin von Herzen froh darüber, daß Ihr dorthin zurückkehrt!"

„Und kehren wir wirklich dorthin zurück?" rief ein alter Mann, mit angstvollem Ausdruck in den Zügen Rafael's Blick suchend — „ist es nicht eine neue Verrätherei der Wi-wis?"

„Die Wi-wis," lächelte Rafael, auf ihre Sprachweise eingehend, „sind diesmal gerade die, die Euch Eurer Heimath wiedergeben. Am Ufer liegt

schon ein großes, mächtiges Schiff, das Euch zurückbringen soll in Euer Vaterland."

„Und ist das wahr, ist das gewiß? O, sag' uns keine Falschheit, Fremder! Wir sind so viel von den Leuten Deines Stammes betrogen worden!"

„Ich sag' Euch keine Falschheit, Freunde. In der großen Stadt werdet Ihr alle Eure Landsleute wiederfinden, und mit denen kehrt ihr zurück, um Raiateo nie, nie wieder zu verlassen!"

„Raiateo!" — Wie ein Zauber wirkte das *eine* Wort auf die Schaar, und *der* Jubel, welcher jetzt unter den Insulanern ausbrach! Bis dahin hatten sie ihr Mißtrauen noch immer nicht besiegen können, jetzt aber brach sich auch ihre Freude so viel lauter und jauchzender Bahn.

„Nun, Gott sei Dank," sagte der alte Matrose, der als Dolmetscher mitgewesen war und einen etwas störrischen Esel ritt — „ob *mir* das Lumpenvolk wohl hat glauben wollen, was ich ihnen auch sagen mochte — bewahre, und es fehlte gar nicht viel, so wären sie nicht einmal mitgegangen! Wie bei einem Leichenzug sind sie auch den ganzen Weg marschirt, und ich glaubte schon, wir würden auch so in Lima nachher einrücken! Jetzt kommt doch endlich einmal ein bischen Le-

ben in die Sache! Bis jetzt bin ich mir, beim Himmel, selber vorgekommen wie ein Sclavenhändler, der seine Waare zu Markt bringt!"

Die Kranke auf der Bahre hatte die Hände gefaltet und betete, aber ein ordentlich seliges Lächeln verklärte ihre Züge in der jetzt neu geweckten Hoffnung, ihre Heimath, ihre Palmen wieder zu sehen.

„Und jetzt weiter!" rief der Matrose ihnen zu — „je länger Ihr hier zögert, desto später kann das Schiff abgehen, und Ihr seid die Letzten, auf die noch gewartet wird!"

Mit einem Eifer griffen die Träger, wie sie diese Worte hörten, die Bahre wieder auf, als ob es gälte, heute noch ihr liebes Eiland zu erreichen.

„Joranna, Joranna!" riefen sie dem Reiter zu, — und „Joranna" winkte ihm auch die Kranke mit der abgemagerten Hand ihren Dank, ihren Gruß, und weiter auf der staubigen Straße zog die kleine, jetzt glückliche Caravane.

Aber auch Rafael gab seinem Pferd die Sporen, denn nur noch eine kurze Strecke trennte ihn von seinem Ziel. Jetzt hatte er Pascua's Hütte erreicht, und noch einmal griff er seinem Thier in den Zügel. Wie verödet und einsam lag jetzt das kleine Haus; die Thür stand offen, und im

Innern konnte er sehen, wie Alles umhergeworfen lag und stand. Hatte man doch wahrscheinlich auch hier nach gestohlenen und versteckten Gütern gesucht.

Doch die trüben Gedanken und Erinnerungen ließ er bald hinter sich. Das hier sollte jetzt wieder sein Eigenthum sein — der Spielplatz seiner Jugend, und dort vielleicht... — Aber nein — Lydia hatte sich geirrt — Juanita liebte ihn ja nicht, wenigstens nicht anders, wie sie den Jugendfreund geliebt, der sie so oft als Kind auf seinem Arm herumgetragen.

Vor ihm in der Straße ging ein Mann. Die beiden großen Hunde spielten um ihn her. Es war Bertrand; er hatte die Hufschläge des Pferdes gehört und war stehen geblieben. Rafael hielt in wenigen Secunden an seiner Seite und sprang aus dem Sattel.

„Sieh, sieh," sagte der alte Bertrand, indem er Rafael die Hand reichte, welche dieser herzlich schüttelte, „läßt Du Dich auch einmal wieder zwischen den Hacienden blicken? Ich glaubte schon, Du hättest jetzt so viel in der Stadt zu thun, daß Du an uns hier nicht mehr denken könntest. Aber wie ist es Dir gegangen? Du siehst wohl aus!"

„Gut — und hier? Juanita ist doch wohl?"

„Juanita?" sagte der alte Mann und sah,

während er neben ihm in der Straße hinschritt, rasch nach seinem Begleiter hinüber; aber gleich wieder vor sich hinnickend, entgegnete er: „Gewiß, Gott sei Dank, denn ich möchte nicht, daß dem Mädel 'was fehlte! Aber, apropos, Rafael, wie steht es mit unseren Indianern? Sind sie fort?"

„Noch nicht; eben bin ich erst dem letzten Zug begegnet, der weiter aus dem Innern kommt und, wie ich vermuthe, die letzten bringt. Aber die Fregatte liegt segelfertig."

„Nun," sagte Bertrand, „das ist doch wenigstens eine gute Nachricht, daß die armen Teufel wieder nach Hause kommen. Du hättest nur sehen sollen, wie glücklich die hier draußen waren, als wir sie da drüben abholten. Den Lump, den Aufseher, hat das Gift aber fast erstickt."

„O, ich habe Ihnen noch manche andere gute zu erzählen!" rief Rafael, und Bertrand sah ihn wieder rasch und fast wie mißtrauisch an.

„Hat Deine Sängerin ihren Schmuck wiederbekommen?"

„Zum Theil," sagte Rafael; „aber in der Diebeshöhle, in der wir Nachsuchung hielten, fand ich ein anderes, wichtiges Document, eine Brieftasche meines gemordeten Onkels, und jetzt ziehe

ich wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen wieder als Besitzer auf meine Hacienda ein."

„Alle Wetter!" rief Bertrand wirklich überrascht aus, „das wäre ein schnelles Gerichtsverfahren für Peru — und in Wirklichkeit für irgend einen andern Theil der Welt ebenfalls! Hast Du mit Castilla gesprochen?"

„Allerdings, und ihm die Papiere vorgelegt."

„Dann muß der Schuft, der Desterres, in's Zuchthaus," jubelte Bertrand, in die Hände schlagend, „und der liebe Gott hat endlich mit der Canaille ein Einsehen gehabt! Aber alle Wetter," brach er plötzlich ab, „damit steht auch am Ende schon das in Verbindung, was da drüben vor sich geht?"

„Dort drüben?"

„Auf Deinem alten Platz. Dort werden seit heute Morgen — es muß noch finster gewesen sein, wie sie anfingen — eine Anzahl von Maulthieren mit Möbeln und allem möglichen Hausgeräth bepackt. Das brauchst Du dann auch nicht zu leiden."

„Er wird doch nur fortnehmen," lächelte Rafael, „was er selber hieher gebracht hat, denn das Alte kann überdies den Transport kaum mehr werth gewesen sein. Lassen Sie ihn um Gottes

willen gewähren, wenn wir ihn nur los werden und Haus und Grundstück überliefert bekommen!"

„Nein," meinte Bertrand, „auf die Finger werd' ich ihnen trotzdem sehen, denn Desterres kommt keinesfalls selber heraus, schon aus Furcht, uns hier zu begegnen, oder noch wahrscheinlicher haben sie ihn jetzt auch bereits eingesteckt. Aber sein Aufseher würde, wenn er freie Hand behielte, natürlich Alles aufpacken, was niet- und nagellos ist, und auf den wollen wir doch ein wenig passen — der machte sonst ganz genau nur, was ihm behagte."

„Aber wie kann ich? Noch hab' ich kein Recht, jenen Platz zu betreten."

„Mein lieber Rafael," sagte der alte Franzose, „Du hast Dich nun so lange in der Welt umhergetrieben und bist doch noch so grün! Wer sich sein Recht nimmt, hat es, und glaubst Du, wenn ich dem Lump, dem Aufseher da drüben, auf den Leib rücke, der wagte auch um eine Vollmacht oder etwas dergleichen zu fragen? Denkt gar nicht daran! Die Schufte haben alle ein böses Gewissen, und nur dem, der sich vor ihnen bückt, treten sie auf den Kopf. Aber komm' herein, Rafael; unser Mittagessen ist freilich schon vorbei, aber ich denke, die Juanita wird Dir doch noch

etwas herrichten können. Wo steckt denn nur das Mädel?"

Juanita war oben in der Stube, in demselben Zimmer und an dem nämlichen Fenster, an dem damals Rafael gestanden, als die Kugel aus Desterres' Garten an seinem Ohr vorbei in die Wand schlug. Sie hatte jetzt die beiden Männer schon von Weitem kommen sehen und — wie wunderlich das doch war — erst sich so danach gesehnt, daß sie Rafael bald, recht bald besuchen möge, und nun, da er kam, da er da war, da zögerte sie ihn zu begrüßen; da versagte der Fuß ihr fast den Dienst, ihm entgegen zu eilen. Aber das dauerte nicht lange; rasch hatte sie sich wieder gesammelt, und ob sie auch vielleicht um einen Schatten bleicher aussah als gewöhnlich, sie ging ihm mit freundlichem Gesicht entgegen, ihn zu begrüßen.

„Und bekomme ich heute nicht einmal eine Hand, Juanita?" sagte Rafael herzlich. „Ich bin so lange nicht hier gewesen; aber glauben Sie mir, ich habe indessen kein ruhiges Leben geführt, und Wirrsal und Aufregung genug gehabt."

„Und hast Du noch 'was zu essen, Schatz?" fragte ihr Vater. „Rafael kommt sonst um sein Mittagessen!"

„Ich brauche wahrlich nichts; machen Sie nur ja nicht meinetwegen Umstände; es ist mir viel lieber, wenn Sie bei uns bleiben."

„Ich bin gleich wieder da!" rief das junge Mädchen und verschwand blitzschnell aus dem Zimmer. Aber sie versprach dabei auch nicht zu viel, denn bald kehrte sie zurück, und im Nebenzimmer wurde indeß für Rafael schon der Tisch gedeckt.

Die beiden Männer sprachen unter der Zeit noch über die Angelegenheit mit Desterres und erzählten dabei Juanita, welche neue und glückliche Wendung die Ansprüche des rechtmäßigen Besitzers genommen hätten. Inzwischen war das Essen servirt, und als Rafael hinübergerufen wurde, sagte Bertrand:

„So, dann iß jetzt, mein Junge, und laß Dir's schmecken, und ich werde indessen einmal hinübergehen und ein Wort mit dem Verwalter reden. Bis Du fertig bist, bring' ich Dir Nachricht."

„Sie machen sich eine unnütze Mühe."

„Aber ich habe meinen Spaß dran — kann ich den gelben Schuft doch ohnehin nicht leiden!" — und ohne weiter eine Einwendung zu beachten, pfiff er seinen Hunden und verließ den Platz.

Rafael war mit Juanita allein. Das Essen

fand er für sich im Nebenzimmer servirt, und das junge Mädchen nahm ihm gegenüber Platz, um bei der Hand zu sein, wenn etwas fehlen sollte.

Rafael aß, aber er wußte wahrlich nicht, was; er trank den Wein, den ihm Juanita eingeschenkt, und fast kein Wort wurde zwischen den Beiden in der ganzen Zeit gewechselt. Oft aber, wenn Rafael sein Auge zu dem jungen Mädchen aufschlug, fand er, wie ihr Blick scheu den seinigen mied, und höheres Roth dann ihre Wangen färbte.

Endlich schob er seinen Teller zurück und stand auf; er konnte diesen Zustand nicht länger ertragen.

„Wollen Sie nicht erst Ihren Kaffee trinken, Don Rafael?“

„Unten im Garten, Juanita, in Ihrer Laube,“ sagte der junge Mann rasch — „der Vater muß doch auch gleich zurückkommen! Wir wollen ihn unten erwarten.“

Juanita stand auf und verließ das Zimmer, und Rafael ging indessen mit schnellen Schritten in dem Raum auf und ab. Hundertmal hatte die Frage auf seinen Lippen geschwebt: Juanita, hat das fremde Mädchen Recht? Bist Du mir wirklich von Herzen gut? — und eben so oft hatte er sie zurückgedrängt, weil ihm der Muth

fehlte, sie auszusprechen. Er war ihr nicht gleichgültig — jetzt, aufmerksam darauf gemacht, hatte er es selber in ihren Augen gelesen. Aber konnte sie ihn wirklich lieben? — ja, mehr als das: hatte er die reine, aufopfernde Liebe eines solchen Wesens verdient, und nicht schon dadurch von vorn herein verscherzt, daß er sie mißachtet?

Der kleine Cholo kam herein und meldete, daß der Kaffee unten in die Laube gebracht sei.

Und was für ein reizendes, lauschiges Plätzchen das war — aus einer dürren Wüste fast wie heraufgezaubert! Draußen, kaum drei oder vier Schritt davon, wo die Hecke abschnitt, der trockne, halmlose Boden, und hier ein kleines Paradies, eine Oase in der Wüste. Bertrand hatte sich aber auch wirklich Mühe gegeben, diesen Platz recht freundlich herzurichten, und es bedurfte dazu in der That nichts weiter als Wasser, denn das milde, herrliche Klima Peru's in der Nähe der mit ewigem Schnee bedeckten Cordilleren that leicht das Weitere.

Die Hecke bestand aus den duftenden und reizend blühenden Akazien, die man überall in den Tropen antrifft; davor waren zwei Cocospalmen gepflanzt und jetzt gerade hoch genug, um mit ihren Federkronen ein wundervolles Laubdach

zu bilden, und den Zwischenraum füllten ein paar fruchttragende Cherimoyen aus, während die dicht gepflanzten Bananen oder Pisang, welche den kleinen Platz rings umgaben, den Boden schon überdies kühl und schattig hielten.

Dort war ein Tisch mit einigen Stühlen angebracht, und in dem kleinen, abgeschlossenen Raum, von den Palmen überragt, vergaß man fast, daß man an der peruanischen Küste, dem dürrsten, sonnverbranntesten Lande der Welt, weilte.

Hier wartete Juanita mit dem Kaffee auf ihren Gast, und als Rafael zu ihr hinunterstieg, war es ihm fast wie eine Beruhigung, als er das fröhliche Bellen der Hunde draußen hörte und gleich darauf Bertrand wieder in den Garten trat.

„Das ist recht," rief er aus, „daß Ihr Euch hier herunter gemacht habt, und eine Tasse Kaffee trink' ich ebenfalls noch mit, Juanita — die Pfeife schmeckt besser dabei!"

„Und haben Sie drüben etwas ausgerichtet?"

„Na, ich denke," lachte der alte Franzose vergnügt — „nur wie er mich mit den Hunden kommen sah, wurde der gelbe Schuft von Aufseher ordentlich grün im Gesicht, und richtig hatten sie

schon ein paar Sachen von der alten Einrichtung herunter in den Hof geschleppt. Verdammt schnell mußten sie die aber wieder hinaufschaffen, und ich habe dem Burschen jetzt angezeigt, daß ich ihn für jedes Stück verantwortlich machen würde, was später fehlen sollte, und daß er außerdem nur noch bis morgen Mittag Zeit habe, um auszuräumen und fortzuschicken, wie ebenfalls sich selber aus dem Weg zu bringen! Wen ich morgen Mittag noch von dem fremden Gesindel im Hofe träfe, den hetzte ich mit Hunden hinaus!"

„Sie sind zu weit gegangen."

„Ja, eigentlich hast Du recht," sagte der Alte. „Ich hätte ihm nur bis heute Abend Frist geben sollen; jetzt ist's aber einmal geschehen, und er mag nun so lange bleiben. Morgen Abend aber, wenn meine Leute den Platz erst ordentlich gesäubert haben, ziehen wir hinüber."

„Und wollen Sie wieder unser Nachbar werden?" fragte Juanita leise und versuchte dabei zu lächeln, aber ein eigener Schmerz zog ihr das Herz zusammen.

„Ich denke, er hat Absichten," meinte Bertrand, und sah den jungen Mann von der Seite an; wie er aber bemerkte, daß Rafael blutroth bei der Frage geworden war, fuhr er kopfschüttelnd fort:

„Junge, Junge, mach' keine dummen Streiche! Thu' keinen Schritt, der Dich nachher gereuen könnte, wenn es zu spät ist! Ueberleg' Dir wenigstens Alles vorher genau, wenn auch nicht mit anderen Leuten, doch in Deinem eigenen Herzen, und wenn Du dort im Klaren bist, nun, dann meinetwegen! Aber vollkommen im Klaren mußt Du erst mit Dir selber sein!"

„Und wenn ich's wäre?" sagte Rafael rasch, mit seinem Blick Juanita streifend und ihn dann voll auf Bertrand heftend.

Juanita war so bleich geworden, wie sie vorher roth gewesen war, und nach der Kaffeekanne greifend, stand sie auf, aber Rafael hielt ihren Arm. Lydia hatte Recht — die Bewegung, welche in diesem Augenblick des Mädchens Herz erfüllte, war mehr als bloße Geschwisterliebe, und der Moment gekommen, in dem er reden mußte.

„Bleiben Sie, Juanita, ich fühle, daß ich Ihnen hier ein Geständniß machen muß, und da ich weiß, wie lieb mich Vater Bertrand hat...."

„So laß nur wenigstens das Mädel los und sie erst ihren heißen Kaffee herbeiholen," sagte Bertrand, der ein ganz anderes Geständniß erwartete und Juanitens Bewegung eben so gut bemerkt hatte wie Rafael.

„Aber Juanita muß es auch hören," bat Rafael lächelnd.

„Also ist Alles richtig?" fragte der Alte trocken.

„Nein," sagte Rafael, wieder erröthend, „noch nicht; aber ich hoffe, es soll nicht lange dauern."

„Nun, dann mach's kurz," sagte Bertrand leise, denn Rafael hielt noch immer Juanitens Arm — „oder soll ich Dir helfen?"

„Können Sie rathen?" lächelte Rafael.

„So ziemlich," meinte Bertrand, „und ich glaube, hier ist's kein Kunststück — Du willst heirathen!"

„Ja...."

„Die französische Sängerin?"

„Nein."

„Nein?" sagte Bertrand wirklich erstaunt. „Bist Du denn noch nicht mit ihr verlobt?"

„Ich — mit ihr verlobt?" rief jetzt Rafael erstaunt — „und wer sagt denn das?"

„Die ganze Stadt."

„Dann weiß die ganze Stadt wahrscheinlich nicht, daß sie schon in Frankreich verlobt ist!"

„Die Valière?"

„Gewiß!"

„Nun, wen dann? — Junge," fuhr der Alte halb erschrocken von seinem Stuhl auf, „Du hast

Dich doch um Gottes willen nicht wieder von dem alten Rivadia breitschlagen lassen? Die Candelaria paßt so wenig für Dich wie ...."

„Lydia Valière," lächelte Rafael — „nicht wahr? Nein, ich glaube, ich habe eine bessere Wahl getroffen, wenn Sie mich nämlich hier draußen nicht allein als Nachbar, nein, auch als — Schwiegersohn haben wollen."

„Junge!" rief Bertrand, wieder eben so überrascht in seinen Stuhl zurückfallend.

„Juanita," bat Rafael, das erbleichende, zitternde Mädchen in seinen Arm fassend und haltend, „hast Du mich wirklich lieb genug, mir Dein ganzes, künftiges Lebensglück anzuvertrauen? Glaubst Du mir, wenn ich Dir sage, daß ich mir ein neues Leben an Deiner Seite zu erschließen hoffe und Dich hegen und pflegen will, so lange mich Gott Dir erhält?"

Und Juanita legte ihr Haupt an seine Brust, während ein langer und mühsam zurückgehaltener Thränenstrom ihrem Herzen Luft machte. Aber es waren Thränen des innigsten Glückes, die nur je ein Menschenherz geweint, und Rafael küßte wieder und wieder das liebe Haupt, das vertrauend und glücklich an seiner Schulter lehnte.

Ehe Bertrand sich so weit von seinem Erstaunen erholt hatte, um nur im Stand zu sein seinen Empfindungen Worte zu geben, störten die beiden großen Hunde die Scene. Schon seit einigen Minuten hatten sie dort in der Nachbarschaft umhergesucht und geknurrt; jetzt plötzlich fuhren sie mit wildem Geheul gerade direct in die Laube ein und gegen die Hecke an, und hätten um ein Kleines den ganzen Kaffeetisch zu Boden geworfen.

Bertrand suchte durch die Hecke zu erkennen, was ihre Aufmerksamkeit gerade jetzt erregt haben mochte, aber es war des dichten Laubes wegen nicht möglich. Jedenfalls hatten sie draußen irgend wen gespürt und heulten jetzt vor Wuth, daß sie nicht hinaus konnten. Wie sie das aber vergebliche Mühe fanden, stürmten sie zur Gatterthür zurück und sprangen winselnd und immer noch wie rasend an dieser hinab.

Bertrand aber, mit anderen Dingen im Kopf, als den Hunden zu folgen, hatte Rafael's Hand ergriffen und sagte leise und herzlich!

„Nimm sie denn hin, mein Junge — schon lange weiß ich, daß sie Dir recht von Herzen gut ist, und Niemandem in der Welt möchte ich sie

lieber anvertrauen als Dir — wahrhaftig keinem andern Peruaner weiter, den ich kenne!"

„Und sagt Juanita kein Wort dazu?" flüsterte Rafael, während er das erröthende Antlitz der Jungfrau zu sich empor zu heben suchte; aber sie barg es nur fester an seiner Brust, und das Einzige, was er verstehen konnte, war:

„Mein Rafael!"

12.
Des Cholo Rache.

Klappernde Hufschläge draußen störten die glücklichen Menschen, denn die Pferde hielten vor dem Thor, und die Hunde heulten und winselten ihnen entgegen.

„Da kommt im Augenblick sehr ungelegener Besuch," murmelte Bertrand vor sich hin, indem er mit Rafael und Juanita vor die Laube trat. „Das weiß der Henker, das ganze Jahr hindurch sucht uns hier Niemand auf, und jetzt gerade ..."

„Da sind sie!" jubelte eine Stimme draußen.

„Lydia!" rief Rafael unwillkürlich aus.

„Die Sängerin?" fragte Bertrand überrascht, denn er war noch nicht im Stand gewesen, das Gefühl ganz abzuschütteln, daß Rafael diese gerade

liebte oder daß ihr wenigstens der junge Peruaner nicht gleichgültig wäre. Die lebhafte Französin ließ ihm aber keine lange Zeit zur Ueberlegung, denn während einer ihrer Begleiter schon aus dem Sattel gesprungen war und das Thor geöffnet hatte, sprengte sie, von Freund Deringcourt und Adelen gefolgt, in den Hof herein und rief, ihr Tuch ihnen entgegenschwenkend, mit jubelnder Stimme aus:

„Ich wollte die Erste sein, die Euch ihren Glückwunsch brächte; ist es mir gelungen?"

„Und wer hätte ein größeres Recht dazu, als Sie," rief Rafael, indem er ihr seinen Arm entgegen streckte, um ihr aus dem Sattel zu helfen.

„Ist es wahr, alter Freund, was uns Mademoiselle Valière unterwegs schon erzählt hat?" rief jetzt auch Deringcourt Bertrand an, und ein Durcheinander entstand jetzt von Fragen und Glückwünschen, die Juanita nur noch immer mehr verwirrten.

Lydia aber, das junge Mädchen umfassend und an sich ziehend, flüsterte ihr leise in's Ohr:

„Hatte ich Deiner Seele Wunsch errathen, mein Herz? Bist Du jetzt glücklich?" Und als Juanita mit feuchtem Auge ihrem Blick begegnete und nur leise, leise flüsterte: „Ja!" und Lydia

sich dann zu ihr überbog und sie küßte, da fühlte das junge Mädchen heiße, brennende Thränen an ihren Wangen, fühlte die ganze Gestalt Lydia's in ihren Armen zittern. Aber es war nur ein Moment, und schon wieder lachend sich aus der Umarmung reißend, rief sie aus:

„Und nun vor allen Dingen eine Erklärung, wie wir hier herauskommen. Hier Señor Sarmiento, der Adjutant Seiner Excellenz, der einen Auftrag für Don Rafael vom Präsidenten hat, kam zu uns, um sich zu erkundigen, wo der Herr, den er nicht zu Hause fand, wohl weilen möge. Mit einem geringen Ahnungsvermögen begabt, nannte ich ihm den Ort, und er war so liebenswürdig, Papa Deringcourt, Adele und mich um unsere Begleitung zu bitten, da er eben keine Trauerbotschaft bringt. Daß wir die Einladung mit Freuden annahmen, können Sie sich denken, denn — aber das Andere wissen Sie ja schon, brach sie kurz und neckisch ab. Und nun, Señor, Ihre Botschaft, wenn ich bitten darf."

„Die ist kurz genug," sagte der junge Mann, indem er ein couvertirtes Paket aus der Tasche zog. „Seine Excellenz schicken Ihnen hier, Señor Aguila, mit bestem Gruße die Papiere, die Sie wieder in den Besitz Ihres Grundstückes setzen,

und lassen Ihnen sagen, daß die Untersuchung über das Ganze eingeleitet wäre."

„Bravo!" rief Bertrand, „der alte wackere Castilla soll leben! Und wann kann er einziehen?"

„Señor Desterres hat nur darum gebeten, die Sachen vorher fortschaffen zu lassen, die er selber auf die Hacienda hinausgeführt hat. Alle Verbesserungen dagegen, die er gemacht, bleiben Ihnen, ohne daß Sie verpflichtet wären, das Geringste dafür zu vergüten."

„Nicht mehr als Recht, rief Bertrand, noch einmal Bravo!"

„Und ich werde noch selber in die Stadt kommen," sagte Aguila, „um Seiner Excellenz meinen wärmsten Dank für seine Vermittelung zu bringen, wie ich Ihnen jetzt, verehrter Herr, für Ihre rasche Ausführung des Auftrages danke."

„Ich habe mir meine Belohnung gleich voraus genommen," sagte der junge Mann, „denn in der Begleitung zweier so liebenswürdiger junger Damen hier heraus zu reiten, werden Sie doch hoffentlich für keine Mühe halten!"

Und wie glücklich war das junge Volk jetzt, wie lachten und jubelten sie, und Bertrand ließ dazu herbeischaffen, was nur Küche

und Keller vermochten, um die frohe Stunde auch würdig zu feiern. Und dabei wurde Lydia geneckt, sie solle ihren Bräutigam nennen, denn durch Juanita hatte es Adele erfahren, und sie ließen dem jungen Mädchen jetzt keine Ruhe. Lydia aber war fast ernst dabei geworden und weigerte sich standhaft, und nur zuletzt gab sie endlich dem Drängen so weit nach, zu versprechen, daß sie ihn Rafael nennen wolle, wenn er sie an Bord begleite; denn das mußte er ihr zusagen, daß er noch mit Deringcourt an Bord des Dampfers käme, um ihr Adieu zu sagen.

„Es werden so viele langweilige Menschen dort sein," rief sie, „und ich will wenigstens ein paar liebe, freundliche Gesichter um mich sehen, wenn ich von Peru scheide!"

Es ging schon gegen Abend, als die kleine Gesellschaft sich wieder zum Heimritt rüstete, und es war eigenthümlich, zu sehen, wie gute Freunde in der kurzen Zeit Lydia und Juanita geworden. Noch nie hatte sich aber auch die junge Künstlerin so herzlich, so ganz natürlich und warm gezeigt, wie gerade heute, und als ob sich ein paar Schwestern trennten, so schieden sie endlich von einander.

Selbst dem alten Bertrand war das nicht entgangen, und als der kleine Trupp die Straße

hinab sprengte und sie wieder zurück in den Garten gingen, sagte er:

„Wie ganz anders meine kleine Landsmännin heute war, als sonst! Ich habe ihr gar nicht so viel Gemüth zugetraut und sie für nichts weiter eigentlich als eine reine Coquette gehalten."

„Sie war gar so lieb und gut mit mir," sagte Juanita, „es thut mir ordentlich weh, daß sie uns so bald schon wieder verläßt!"

„Sie kehrt ja in ihre eigene Heimath zurück," sagte Rafael, „und der Gedanke daran hat sie auch wahrscheinlich heute so weich gestimmt. — Aber nun, mein lieber Bertrand," wandte er sich an diesen, „müssen wir auch noch einen wichtigen Punkt bereden: wo schlafe ich diese Nacht? So gern ich sonst Ihr Gast gewesen, jetzt, als Juanitens Verlobter, geht es nicht mehr, und ich denke, ich quartire mich ohne Weiteres drüben im alten Hause ein."

„Hm," lachte Bertrand vor sich hin, „das hieße allerdings rasch Besitz ergreifen; aber ich weiß nicht, Junge — nun ja," brach er kurz ab, „wir wollen einmal hinüber gehen und zusehen, wie es dort ausschaut. Wenn Du nun vielleicht nach Santos hinüber rittest; es sind kaum zehn Minuten Wegs? Dort fändest Du gewiß Quartier."

„Wir wollen uns erst vor Dunkelwerden den Platz da drüben einmal betrachten," rief Rafael, den es drängte, wieder von seiner alten Heimath Besitz zu ergreifen; „nachher können wir ja noch immer thun, was wir für das Beste halten."

„Gut," sagte Bertrand, sich kurz auf dem Absatz herumdrehend, „dann komm aber auch gleich. Wir sind bald wieder da, Juanita." — Und Rafael's Arm ergreifend, schritt er mit ihm auf die Straße hinaus. Hier aber fuhr er fort: „Hör' einmal, mein Junge, in des Mädels Gegenwart wollte ich nichts davon erwähnen, denn sie hätte sich sonst zu Tod geängstigt, aber — ich denke, Du suchst Dir lieber ein anderes Quartier, wie das da drüben, für die Nacht; so lange wenigstens der lumpige Cholo, der Aufseher, noch dort haust. Wir wissen noch immer nicht, wer damals den Schuß in unser Fenster gefeuert hat, und daß Dich der Bursche haßt wie Gift, das kennst Du Dir etwa denken."

„Aber was will er thun?" lachte Rafael; „wenn ich dort im ersten Stock schlafe und mein Zimmer verriegele, so wäre der feige Bursche der Letzte, der einen Angriff wagte, noch dazu, da ich meine beiden Revolver bei mir habe. Überdies vermuthe ich auch mit ziemlicher Sicherheit den

Herrn, der damals einen Angriff auf mein Leben machte, und der sitzt jetzt entweder sicher hinter Schloß und Riegel oder ist auf der Flucht, um seine eigene Haut in Sicherheit zu bringen. Selbst Pascua's würdigen Sprößling haben sie von hier verjagt oder vielleicht schon eingefangen. Nein, lassen Sie uns nur erst einmal das Quartier ansehen und fürchten Sie um Gottes willen keine Gefahr für mich."

Bertrand war nur halb überzeugt, denn er hatte zu lange in Peru gelebt, um nicht zu wissen, zu welchen Mitteln derlei Gesindel oft seine Zuflucht nahm, nur um Rache für eine erlittene Mißhandlung oder Beleidigung zu üben; aber er wußte auch, daß sie im Ganzen feig waren und ganz besonders die Feuerwaffen fürchteten. Dazu kam noch, daß er wirklich kein anderes passendes Quartier in der Nachbarschaft wußte, und da sie jetzt den inneren Raum der Hacienda betreten hatten, schritten sie rasch gegen das Haus zu, um das herum es noch wild genug aussah.

Eine Anzahl von Arrieros war eben noch beschäftigt, einem Maulthier das letzte Gepäck aufzuschnüren; acht andere Thiere standen mit ihrer Ladung schon bereit, und es ließ sich nicht verkennen, daß die Leute ihr Aeußerstes gethan

hatten, um rasch fertig zu werden. Es mußte ihnen gar strenger Befehl von oben geworden sein. Der Aufseher stand mitten dazwischen, und als er die beiden Männer erblickte, nahm sein Gesicht gerade keinen freundlichen Ausdruck an; aber er grüßte wenigstens höflich und gab dann den Arrieros Befehl, augenblicklich nach Lima aufzubrechen und die anderen schon bestellten Treiber noch einmal zu ermahnen, daß sie so früh als irgend möglich morgen am Platze wären.

„Nun, Zaca, wie weit seid Ihr?" redete Bertrand den Aufseher an; „Ihr habt Euch dazu gehalten, wie ich sehe."

„Morgen früh," erwiderte der Bursche mürrisch, „sobald die Maulthiere kommen, wird das Letzte aufgeladen. Um zehn Uhr kann Alles fort sein und der Señor die Hacienda beziehen."

„Das könnte vielleicht noch früher geschehen, Compañero," lachte Rafael, „denn ich habe große Lust, schon heute Nacht hier zu schlafen."

„Dazu habe ich keine Ordre," sagte Zaca verdrießlich; „auf die eine Nacht wird's jetzt auch nicht ankommen."

„Nun, Ordre braucht Ihr auch nicht zu haben, Zaca, versteht Ihr," meinte Bertrand, „denn das ist eine Sache, die nur uns angeht. Wir

wollen uns aber erst einmal die Zimmer ansehen, in welchem Zustand sie sind und wie es mit den Betten aussieht. Ist das Haus offen?"

„Noch Alles offen," knurrte der Bursche; „wenn Sie hier Herr sind, brauchen Sie mich auch nicht um Erlaubniß zu fragen. Was kümmert's mich auch; ich habe und halte mein Bett noch für die Nacht, und morgen früh mag meinetwegen der Teufel hier wirthschaften!" brummte er halblaut in den Bart, als sich die beiden Männer schon von ihm abgewandt hatten und dem Hause zuschritten.

Was für ein eigenthümlich wehes Gefühl Rafael's Herz beengte, als er jetzt die Räume wieder betrat, die er damals — es waren jetzt über sechs Jahre — voll Jugend und Reiselust verließ! Und sein armer Onkel — hier hatte er gehaust und hier die Hand des Meuchelmörders ihn erreicht! Armer Onkel — er sah ihn noch vor sich, den rüstigen Mann mit dem vollen, schwarzen, lockigen Haare, den klugen, offenen Augen und dem treuen Herzen — und allein und freundlos hatte er hier sterben müssen, damit sich die Mörder in sein Gut theilen konnten!

Unwillkürlich schritt er die Treppe hinauf in seines Onkels Zimmer hinein, wo da in der Ecke

sein Bett, dort sein Schreibtisch gestanden hatte — aber wie wüst sah es hier aus! Wie es schien, hatte Desterres das Zimmer gerade nie wieder bewohnt oder bewohnt haben wollen, denn es war zu einer Rumpelkammer verwandt worden, in der man aber doch das alte Bett, den alten Schreibtisch gelassen hatte. Nur mit allem möglichen Geräth aus dem ganzen Hause war es vollgepfropft worden, und wenn Rafael auch im Anfang den Wunsch gehegt hatte, hier die erste Nacht zu schlafen, mußte er den Gedanken aufgeben, denn er würde Stunden lang gebraucht haben, den Ort aufzuräumen und von Schmutz zu reinigen.

Dicht nebenan war Rafael's altes Zimmer, in dem er selber als Knabe und nach seines Vaters Tod als junger Mann gewohnt; das sah reinlicher aus, denn es war von Desterres nur zur Fremdenstube benutzt worden. Hier stand selbst noch sein altes, eisernes Bettgestell, aber die Betten selber waren freilich schon aufgeladen und fortgeschafft worden.

„Und hier werd' ich schlafen," rief der junge Mann, „wieder in meiner alten Stube, nach so langen Jahren! Wie lange schon habe ich mich danach gesehnt, wenn ich auch freilich nie geglaubt,

das alte, liebe Haus je so einsam, so öde wieder zu finden!"

„Je mehr ich mir die Sache überlege, Rafael," sagte Bertrand, „desto weniger gefällt sie mir. Dieser Bursche, der Aufseher, hat allerdings sein eigenes kleines Haus drüben neben dem Stall, wo er schläft, und Du könntest selbst die Hausthür verschließen, und die Fenster unten sind alle vergittert; aber ich weiß nicht, ob Du gut daran thust; reite lieber nach Santos hinüber."

„Jetzt wäre es doch zu spät," lachte Rafael; „und, Freund Bertrand, seit wann sind Sie denn eigentlich furchtsam geworden? Das ist ja eine Eigenschaft, die ich noch gar nicht an Ihnen kenne."

„Furchtsam?" brummte der alte Franzose vor sich hin. „Wenn's 'was wäre, das uns offen die Stirn böte, so sollte ich wohl der Letzte sein, der Dir abriethe; aber gegen Meuchelmord kann sich Niemand schützen, und einer solchen Gefahr aus dem Weg zu gehen, ist wahrhaftig keine Furchtsamkeit!"

„Und gerade die Gefahr hätte wieder einen eigenthümlichen Reiz," lächelte Rafael, „wenn ich nur eben die geringste Gefahr darin sehen könnte, eine Nacht in meinem eigenen Bett zu schlafen."

„So laß mich wenigstens bei Dir bleiben."

„Daß Juanita wirklich an eine Gefahr glauben und sich dort drüben zu Tode ängstigen sollte? Das geht auf keinen Fall. Nein, alter Freund, lassen Sie mir meinen Willen, und wenn Sie etwas für mich thun wollen, so schicken Sie mir einige Betten herüber, eine Matratze und eine wollene Decke, mehr brauch' ich nicht."

„Nun denn, meinetwegen," sagte Bertrand, „wer nicht hören will, muß fühlen, ist ein altes Sprichwort. Du bist alt genug, um zu wissen, was Dir selber gut ist. Sind Deine Waffen in Stand?"

„Immer."

„Gut, dann thu' mir wenigstens den Gefallen und laß sie den Aufseher, wenn Du einrückst, sehen. Das schadet nichts und ist kein Zeichen von Furchtsamkeit; im Gegentheil, es giebt dem Feind ehrliche Warnung, daß man für ihn gerüstet ist."

Rafael lächelte über die Besorgniß seines alten Freundes, die sich in jedem Wort kund gab, versprach aber das nicht zu vergessen. Ein junger Bursche wurde dann augenblicklich hinüber geschickt, um das Nöthige im Hause wegen der Betten zu bestellen, damit sie nicht selber noch

einmal zurück mußten, und Rafael und Bertrand gingen jetzt nach dem Stall hinüber, um diesen anzusehen. Da Rafael doch einige Tage hier draußen zu bleiben und gleich Manches anzuordnen gedachte, mußte er auch einen Platz haben, wo er sein Pferd einstellen konnte, um es immer bei der Hand zu wissen.

Den Stall fanden sie übrigens in bester Ordnung, da Desterres' Pferde erst heute nach Lima hinein geschickt waren, und auch Futter genug aufgespeichert. Bertrand war mit seinen Räumlichkeiten für Pferde überhaupt beengt, und Rafael beschloß, seinen Braunen hier ebenfalls gleich einzuquartiren. Einer von Bertrand's Leuten sollte ihn nachher hinüber bringen.

„Dann bin ich mit Sack und Pack eingezogen," lachte er, „und der braune Señor — wie heißt er gleich? — Zaca, glaub' ich, wird wohl einsehen, daß er sich am besten ruhig verhält, wenn er selber den Platz ungefährdet verlassen will."

Bertrand drängte aber, das Haus noch einmal zu revidiren, ob auch dort Alles in Ordnung sei. Er sah sämmtliche Fenster nach, ob keines der Gitter fehle, und ob die Schlösser an den beiden Thüren in Ordnung wären, ging dann

noch einmal in alle Stuben und setzte seine Visitation auch noch allein fort, als schon das Bett gebracht wurde und Rafael jetzt dabei blieb, um sein kleines Zimmer mit Hülfe des Dieners für die Nacht so wohnlich als möglich herzurichten. In seines Onkels zur Rumpelkammer eingerichtetem Zimmer hatte er auch noch altes Waschgeschirr gesehen; das wurde ebenfalls hinein geschafft, dazu ein Tisch und ein paar Stühle, und damit fertig, traf er draußen mit Bertrand zusammen, der eben seine Revision beendet und Alles in Ordnung gefunden hatte.

Es ließ sich überhaupt jetzt nichts mehr thun, denn die Dämmerung brach ein, und die beiden Männer gingen wieder hinunter in den Hof, wo Bertrand dem Aufseher noch anzeigte, daß er das Pferd gleich herüber schicken und Señor Aguila dann ungefähr gegen zehn Uhr kommen würde, um hier die Nacht zu schlafen.

Ganz verödet war der Platz außerdem nicht. Die Arbeiter, welche hier meistens ihre Familien hatten und in einer kleinen Colonie unmittelbar an der Hacienda lebten, blieben ja auf dem Platz, und traten von dem Augenblick an, wo das Haus seinen Besitzer wechselte, wieder in den Dienst des alten Eigenthümers zurück, und Ber-

trand wußte überhaupt schon, daß sie mit diesem Wechsel sehr zufrieden waren, da sie Zaca immer rauh behandelt hatte. Das beruhigte ihn auch, denn wäre denen nur das geringste Verdächtige aufgefallen, so würden Sie es sicher nicht verschwiegen haben.

Das beendet, gingen sie zu Bertrand's Haus zurück, um dort den Abend zu verbringen, und Rafael vergaß bald alles Andere in dem Glück dieser seligen Zeit der jungen Liebe.

Und wie schüchtern schmiegte sich noch Juanita an seine Seite, aber wie selig, wie lieb und befangen plauderte sie jetzt von der Zeit, da er zuerst zu ihnen zurückgekehrt sei, wie sie ihn gleich so lieb gehabt und dann gefürchtet, er denke gar nicht an das arme, einfache Mädchen auf der Hacienda, und habe sein Herz der schönen Fremden gegeben, die freilich viel, viel schöner sei als sie und auch viel klüger.

Und Rafael fühlte den scharfen Vorwurf, der in den kindlichen, vertrauensvollen Worten lag, tief im Herzen; aber nur fester zog er die Geliebte an sich und flüsterte ihr zu, daß all' jene böse Zeit jetzt vorbei sei, daß er nur ihr gehöre für immerdar, und sie auf Händen tragen wolle sein ganzes Leben lang.

Es war Nacht geworden, und jener feuchte, dichte Nebel lag auf der Erde, der die peruanischen Küsten oft Monate lang umhüllt und sich dann tief in's Land zieht und in die Thäler legt. So heiß die Sonne auch über Tag gebrannt hatte, so kühl war es jetzt geworden, denn der Wind strich von den eisgedeckten Cordilleren nieder, und die Menschen suchten das schützende Dach ihrer Häuser, um sich vor dem kalten Hauch zu wahren.

Aber nicht alle. — Drüben am Fluß, im Schatten der Weiden stand eine fest in einen gestreiften Poncho eingehüllte Gestalt und horchte aufmerksam hinaus in die Nacht. Manchmal gab sie ein vorsichtiges Zeichen durch einen leisen Pfiff, und schritt dann wieder ungeduldig, wie um sich zu erwärmen, auf dem kleinen, ebenen Raum umher, der von dem höher liegenden, mit Geröll bedeckten Ufer eingeschlossen lag. — Jetzt plötzlich blieb sie wieder stehen und horchte — das waren Schritte — noch einmal tönte das Zeichen, aber kaum hörbar, um nicht unbequeme Lauscher herbei zu rufen, und unmittelbar danach erschien eine dunkle Gestalt auf der niederen Anhöhe, die dort einen Moment wie unschlüssig stehen blieb.

Der in dem Poncho war in den dichteren Schat-

ten der Weiden zurückgetreten; jetzt pfiff er wieder leise zwischen den Zähnen durch, und mit wenigen Schritten war der eben Gekommene an seiner Seite.

„Du hast mich lange warten lassen, Pedro,“ sagte der Erste; „Caracho, es zieht hier eisig kalt an dem vermaledeiten Fluß herunter. Komm jetzt ein Stück mit hinauf bis zu dem alten Feigenbaum; ich erfriere hier unten.“ Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, schritt er rasch, von dem Andern gefolgt, jener bezeichneten und allerdings wärmer gelegenen Stelle zu, wo er seinen Begleiter erwartete.

„Ich konnte nicht eher, Señor,“ vertheidigte sich jetzt Pedro, der alten Pascua würdiger Sohn, „aber dafür bring' ich auch gute Kunde.“

„Und welche?“

„Ihr wißt, daß Don Rafael hier ist?“

„Ich weiß es; den Tod über den Schuft, der mich landflüchtig gemacht hat! Ich ritt hinter ihm her, und er wäre mir dieses Mal nicht so entgangen. Da aber kam ich der Polizei in den Weg und konnte kaum noch durch einen Seitenweg dem Fluß zu unbemerkt entkommen. Ein Glück, daß ich hier alle Schleichwege kenne!“

„Das war derselbe Trupp, der meiner Mutter

Haus plünderte und dem ich selber mit genauer Noth entging," zischte Pedro zwischen seinen Zähnen durch; „aber ich muß Rache haben! Wißt Ihr, daß er heute um des Franzosen Tochter geworben hat?"

„Das sieht ihm ähnlich," lachte der im Poncho bitter vor sich hin, „und heute Morgen noch schlich er durch die Hinterthür aus der Französin Haus. Aber woher weißt Du das, Amigo?"

„Ich lag hinter der Ecke versteckt, bis mich die verdammten Hunde aufspürten und ich flüchten mußte."

„Und was jetzt — wie wollen wir ihm beikommen? Um das Haus herum halten die Bestien Wache die ganze Nacht."

„Aber nicht dort, wo er schläft," lachte Pedro tückisch vor sich hin; „er hat sein Bett in Desterres' Haus hinüber tragen lassen."

„Ist das gewiß?"

„Ich hab' es selber gesehen, und Zaca hat es mir außerdem noch eben bestätigt; deshalb blieb ich so lange."

„Aber weshalb, um Gottes willen, bleibt er nicht bei seinem Franzosen drüben? Hat er so teuflische Eile, von seinem alten Nest Besitz zu

nehmen? Nun, desto besser für uns — aber was jetzt?"

„Sogar sein Pferd hat er eben hinüber führen lassen, und er schläft in dem kleinen Fremdenzimmer, das Ihr stets bewohnt, wenn Ihr hier draußen waret."

„Und jetzt treib' ich mich vogelfrei auf der Straße umher!" knirschte der Peruaner. „Pedro, die heutige Nacht ist noch unser — morgen müssen wir weit auf der Straße sein — weißt Du noch, was Du versprochen hast?"

„Ich weiß es," sagte der Cholo finster. „Aber haltet Ihr auch, was Ihr mir sichertet? Ich habe keinen Real mehr in der Tasche, und wohin soll ich ohne Geld? Gebt mir die fünfhundert Dollars, und, beim Teufel, der Bursche, der uns Beide von Haus und Hof vertrieben, sieht nie den morgenden Tag!"

„Du sollst sie bekommen, Amigo," flüsterte ihm der Andere zu, „ich habe Geld genug; und noch Eins, wir sind Beide sicherer, wenn wir zusammen reisen. Du besonders, denn Du wirst in der Begleitung eines Weißen nirgends angehalten und gefragt, und ich weiß einen vortrefflichen Platz, wo wir uns ruhig und ungestört aufhalten können,

bis die Geschichte ein wenig vernarbt ist, was nicht lange dauern wird."

„Gut, sehr gut," nickte der Cholo vor sich hin; „und an einem guten Pferd soll's auch nicht fehlen. wo der Braune mir so bequem herüber geführt ist, wie ich's selber nicht besser hätte machen können, aber ...."

„Aber?"

„Ich muß gleich Geld haben, ich brauche Geld," sagte er störrisch, „und nachher — ich weiß nicht. Sicher ist sicher, und — ich brauche eben Geld!"

„Genügt Dir das für jetzt?" fragte sein Begleiter, indem er ihm einige Unzen in die Hand drückte. „Meine Satteltasche habe ich oben am Fluß versteckt; ich durfte sie nicht mit hieher nehmen. Glaubst Du, daß ich Dich betrügen und zugleich als Begleiter in die Berge nehmen würde?"

Der Cholo schien auf die letzten Beweisgründe nicht zu hören. Aufmerksam wog er das erhaltene Geld, das er in der Dunkelheit nicht mehr erkennen konnte, in der Hand und zählte die Stücke. Es waren sechs.

„Das ist Gold," flüsterte er dabei, „gutes, schweres Gold und genügt für eine Abschlagszahlung; das Andere überlaßt mir."

„Aber wie willst Du's machen?" fragte sein Gefährte. „Hausgelegenheit kennst Du allerdings, aber sei vorsichtig, denn er wird seine Pistolen bei sich haben!"

„Wo ich ihn treffe, sollen ihm die wenig helfen!" lachte der Cholo vor sich hin. „Er geht nie zu Bett, ohne noch einmal nach seinem Pferd zu sehen, und ich verstecke mich im Stall. Käme er aber nicht, dann suche ich ihn in seinem eigenen Zimmer, und ich kenne jeden Fußbreit Boden dort. Habt keine Furcht, wenn ich etwas übernehme, so führe ich's durch. Das hier besonders," setzte er mit zusammengebissenen Zähnen hinzu, „ist eine Sache, die mir selber in's Herz gewachsen. Und wenn ich ihn mit den Zähnen würgen müßte, aber sein Blut will ich haben!"

„Ich verlasse mich auf Dich."

„Das dürft Ihr; aber wo find' ich Euch nachher?"

„Mein Pferd steht in der alten Hütte, die Du früher bewohnt, ehe Du auf Desterres' Grundstück zogst."

„Draußen an der Straße? Das ist gut," rief der Cholo schnell, „da sucht es Niemand und es steht am Wege. Ist es geschehen, dann komm' ich dort

vorbei und gebe das Zeichen, und dann fort! Aber die Straße dürfen wir nicht lange halten!"

„Das überlaß mir," sagte sein Begleiter; „ich führe uns sicher genug und kenne alle Verstecke in der Nachbarschaft bis oben in die Punas, und dort sollen sie unserer Spur folgen, wenn sie können!"

„Wer wird ihr folgen?" sagte der Cholo verächtlich; „nur einmal fort von hier, und wir sind sicher genug! Und jetzt hinweg, daß wir den jungen Herrn die erste Nacht in seinem Eigenthum auch würdig empfangen; mir zuckt's schon in den Sehnen und ich kann den Augenblick nicht erwarten! Aber, Campañero," sagte er plötzlich und ergriff des Gefährten Arm, „habt Ihr Euer Versprechen gehalten? Habt Ihr die Flasche mitgebracht?"

„Ja, Pedro," lautete die Antwort, „aber ich lasse Dir die ganze Flasche nicht; wenn Du Dich heute Nacht betränkest —"

„Wo ist sie?" sagte Pedro mit heiserer Stimme.

„Hier; aber Du versprichst mir vorher, vor der That nur einen kleinen Theil zu leeren. Du mußt nüchtern sein, oder Du verdirbst Alles — und Dich und mich mit!"

„Hahaha," lachte der Cholo, indem er gierig

nach der Flasche griff, „drei solche trüg' ich im Kopf umher, und die Spitze meines Messers träfe den Punkt, wohin ich ziele! Ha, das wärmt," rief er, sich vor innerem Behagen schüttelnd, als er einen langen Zug gethan; „das geht Einem wie Feuer durch die Adern, und jetzt bin ich ein ganz anderer Mensch geworden!"

„So gieb mir die Flasche wieder; wenn Du mich am Hause abholst, magst Du den Rest trinken."

„Nicht um die Welt!" lachte der Bursche, die Flasche in seinem Hemd bergend. „Morgen finden wir mehr am Weg. Drei Leguas von hier liegt eine kleine Posada, deren Eigenthümer klopfen wir im Dunkeln heraus und lassen sie wieder füllen; aber den hier brauch' ich für die Nacht, wenn ich zu irgend etwas tüchtig bleiben soll."

„Ich wollte, ich hätte ihn Dir nicht gegeben!"

„Habt keine Furcht; jetzt fühl' ich erst das rechte Mark in den Knochen! Und nun fort, denn ich muß auf dem Posten sein, wenn er herüber kommt, obwohl das wohl heute noch ein Weilchen dauern kann, bis er des Schnäbelns überdrüssig wird. Hussah!" Und mit einem halb unterdrückten Jubelschrei barg er die Flasche im linken Arm und sprang rasch wieder die Anhöhe hinan, den Hacienden zu.

Perteña, denn niemand Anderes war der flüchtige Verbrecher, der selbst den Einfluß, den er in Lima besaß, nicht für ausreichend gehalten hatte, seine Schuld zu decken, und jetzt den nichtswürdigen Cholo zu seinem Verbündeten gewählt, blieb noch eine Weile, als ihn dieser schon lange verlassen hatte, unter dem alten Baum zurück. — Was sollte er thun — dem Burschen wirklich allein die Ausführung der That anvertrauen? Wenn er sich nun vorher betrank? — Aber er durfte ihm wohl darin glauben, daß der ausgepichte Säufer, selbst wenn er sich nicht gemäßigt hätte, mehr als eine einzige Flasche vertragen konnte. — Aber war der Plan des Cholo, den Feind zu ermorden, wenn er nach dem Stall hinüber ging, nicht zu unsicher? Wenn er nun nicht ging, und das Haus verschlossen hielt? — Er hätte den doch möglichen Fall vorher mit ihm erwägen, besprechen müssen, und jetzt war er fort! Wenn er sein Pferd nun gut untergebracht wußte und gar nicht nachsah? — Doch das war nicht wahrscheinlich! — Oder wenn ihn der alte Bertrand dahin begleitete? — Bah, auch dann fand der Cholo im Schutz der Dunkelheit einen günstigen Moment, wo er ihm das Messer in die Brust stoßen konnte,

und an eine Verfolgung war in Nacht und Nebel nicht zu denken!

Aber wäre es nicht sicherer gewesen, wenn er sich selber in der Nähe hielt? — Daß der verdammte Cholo auch so ohne Weiteres davonsprang als ob er zu irgend einem fröhlichen Tanz, und nicht zu einem solchen, vielleicht schwierigen Unternehmen ginge! Er glaubte wohl, daß er sich auf ihn verlassen konnte, denn den Cholo lockte nicht allein das Gold, nein, er dürstete selbst nach Rache für die Unbill, die auch er erlitten, und einmal auf einer solchen Fährte, wußte er recht gut, daß er nicht davon abgehen würde.

Perteña schritt mit fest verschlungenen Armen wohl eine Viertelstunde lang unter dem alten Feigenbaum hin und her; endlich war sein Entschluß gefaßt. Er wollte sich selber, ehe der jetzige Eigenthümer das Haus betrat, hinschleichen und ihn dort erwarten. Mißlang das wirklich, wurde er bemerkt, so lief er für sich nicht die geringste Gefahr, denn alle Leute auf der Hacienda wußten, daß er oft da übernachtet, und daß der neue Herr noch Abends nach Dunkelwerden Besitz davon ergriffen, konnte er ja nicht einmal wissen. Er war spät nach den Hacienden gekommen, wo er Desterres zu finden geglaubt, und da er den Platz

verlassen fand, einfach in das Haus gegangen, um dort zu schlafen. Wo hätte er auch sonst in der ganzen Nachbarschaft, in der es nicht eine einzige wirkliche Posada gab, übernachten sollen?

Der Plan war so einfach wie ungefährlich für ihn selber, und alles Weitere mußte er dann dem Augenblick überlassen, um danach zu handeln.

Damit im Reinen, zögerte er nicht länger. Mit jedem Beiweg, jeder Hecke überall bekannt, nahm er die gerade Richtung nach der Hacienda zu, und erreichte in der Dunkelheit, von keiner einzigen Seele bemerkt, das Haus.

Der Platz schien wie ausgestorben; die Arbeiter hatten sich lange in ihre eigenen Wohnungen zurückgezogen, und nur auf dem Vorhof lagen noch, mit Matten überdeckt, um sie gegen den Nachtthau zu schützen, die verschiedenen Päcke, die am nächsten Morgen auf Maulthiere geladen und fortgeschafft werden sollten. Ueberall herrschte tiefes Dunkel, nur nach dem Stalle zu konnte er durch die Büsche das Licht vorschimmern sehen, das in dem Haus des Aufsehers brannte. Aber der kam auch heute nicht mehr zum Vorschein, denn daß Niemand die zusammengebundenen Möbel stehlen werde, wußte er wohl, und alles Weitere auf der Hacienda ging ihn nichts mehr an. Hatte doch

der neue Besitzer den Platz schon dadurch übernommen, daß er sein Bett darin aufschlagen ließ.

Trotzdem schlich sich Perteña äußerst vorsichtig zum Hause, denn wurde er nicht gesehen, so konnte ihn auch Niemand mit der späteren That in Verbindung bringen. Nur im äußersten Nothfall sollte ihn die oft genossene Gastfreundschaft des Hauses schützen.

Von der Dunkelheit des Hauses gedeckt, erreichte er die Thür, die er unverschlossen fand, und glitt im nächsten Augenblick hinein. Hier aber konnte er auch ungefährdet Licht anzünden, denn der Vorsaal hatte kein Fenster, weil am Tag die Doppelthür stets offen stand, und die Stuben, welche rechts lagen, führten nach einem Dickicht von Orangen hinaus, in dem in dieser Zeit der Nacht Niemand mehr umherstrich. Ein Feuerzeug mit einem kleinen Wachsstocke führte er übrigens stets bei sich, und als er diesen entzündet, warf er den Blick umher.

Der Platz sah wüst aus, denn durch das Einpacken den ganzen Tag war er mit Stroh und Binsen überstreut; auch die Thür, welche rechts in die Kammern führte, fand er nur angelehnt. Das aber war das Gemach, in dem jedes Mal, wenn Desterres die Hacienda besuchte, dessen Peon

oder Diener geschlafen, und hier in der Ecke stand auch noch ein altes Bettgestell mit einer mit Gras gestopften Matratze, die man nicht für werthvoll genug gehalten hatte, um sie fortzuschaffen; das genügte.

Perteña warf seinen Poncho ab und auf das Bett, schloß die Thür und verriegelte sie, und konnte dann, wenn er wirklich höchst unwahrscheinlicher Weise bemerkt werden sollte, recht gut den müden Gast spielen, der sich in Ermangelung eines besseren Nachtlagers dort einquartirt hatte.

Er dachte wohl daran, lieber vorher noch einmal zum Stall zu schleichen und zu sehen, ob er Pedro dort finden würde; aber er wollte sich auch nicht leichtsinnig der Gefahr aussetzen, gesehen zu werden, selbst nicht von Zaca, der jetzt noch munter war und sein Licht brennen hatte. Später ging das leichter. Nach dem Stall zu stand eine Reihe von Orangenbäumen; wenn er bis zu diesen hinschlich und dann das gewöhnliche Zeichen gab, mußte ihn der auf der Wacht stehende Pedro hören, und er konnte sich dann, falls es nöthig werden sollte, noch immer leicht und rasch mit ihm verständigen.

Mit Allem im Reinen, zündete er sich eine Cigarre an, löschte sein kleines Licht wieder aus

und streckte sich auf der Matratze hin, um Aguila's Ankunft zu erwarten. Seiner Uhr nach war es, als er sich niederlegte, schon Neun gewesen, und lange konnte er keinesfalls mehr bleiben.

Es ist ein gefährliches Ding, wenn wir etwas abwarten wollen und uns dabei zum Ausruhen niederlegen. Nichts ermüdet so sehr, als eben warten, und die Augen werden schwer, wir mögen uns dagegen sträuben, wie wir wollen. Perteña lag, rauchte seine Cigarre und dachte über den Erfolg ihres Planes und ihrer Flucht nach, und hatte sich vorgenommen, um zehn Uhr etwa aufzustehen und Pedro das Zeichen zu geben. — Er glaubte wenigstens, daß er rauche und nachdächte, denn in Wirklichkeit war seine Cigarre längst schon ausgegangen und er selber in einen unruhigen, aber nichtsdestoweniger tiefen Schlaf gefallen, aus dem er nicht eher erwachte, bis er draußen Schritte und Stimmen hörte.

Erschreckt und noch halb in seinen Traumbildern fuhr er empor und wußte im ersten Augenblick, wie uns das nicht selten so geht, besonders wenn wir viel auf Reisen oder unterwegs sind, nicht einmal gleich, wo er war. Ein eisiges Gefühl aber — das Gefühl der Schuld — schoß

ihm durch's Herz, und unruhig horchte er dem Geräusch.

Es war Rafael, der von Bertrand's Haus herüber kam. Hatte er denn geschlafen, und welche Zeit der Nacht konnte es sein? Der da draußen hatte Licht bei sich — mit wem sprach er? Fast unwillkürlich griff Perteña nach seinem Messer und dem Revolver, den er jetzt ebenfalls im Gürtel trug. — Weshalb sollte er dem Cholo das Schicksal seines Feindes überlassen, wenn dieser sich selber in seine Hand gab? Vielleicht bot sich jetzt gleich ihm die Gelegenheit, seine Niederlage zu rächen, und er war fest entschlossen, sie nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

13.
Das Nachtquartier.

Es war lange schon zehn Uhr vorbei, als Rafael an den Aufbruch dachte; was achtete er auch der Zeit, die ihn mit ihrem sonst oft so schweren Fittig heute kaum berührte! Wie viel hatte er Juaniten zu sagen, wie viel sie ihm, und der alte Bertrand saß dabei, still und lächelnd, und fühlte sich wieder jung und glücklich in der Jugend und dem Glück der Kinder.

Endlich aber mußte Rafael fort; es war fast eilf Uhr geworden und Zeit zum Schlafengehen, und ein kleiner Cholobursche, der unten im Vorsaal schlief, wurden geweckt, um den jungen Mann mit einer Laterne hinüber zu führen.

Rafael hatte Juaniten gute Nacht gesagt, und das junge Mädchen stand noch am Fenster und

sah ihm nach. Aber weshalb schlug ihr denn auf einmal das Herz so ängstlich, als sie den Geliebten im Dunkel verschwinden sah? War sie nicht wie ein thöricht Kind, das sich im Finstern fürchtete — oder sollte das mehr, sollte das eine Ahnung sein, daß ihm eine Gefahr, daß ihm ein Unfall drohe? Immer stürmischer pochte ihr das Herz in der Brust, und sie konnte die Zeit nicht erwarten, daß ihr Vater zurückkehre, um sie zu beruhigen.

Bertrand hatte indessen seinen jungen Freund bis vor das Thor begleitet, wo der Junge mit der Laterne, ihn erwartend, stand, und es war ihm selber jetzt nicht so recht, daß er ihn allein hinüber in das dunkle, öde Haus solle gehen lassen. —

„Höre, Junge, es ist eigentlich eine rechte Dummheit, daß Du die Nacht da drüben schläfst," sagte er endlich; „was kümmern uns denn die Leute und was die schwatzen! Viel gemüthlicher wär's, wenn Du da bliebst."

„Aber, mein bester Schwiegerpapa — und Sie wissen gar nicht, wie gut Sie der Titel kleidet —" lachte der junge Mann, „das ist ja eine abgemachte Sache und mein Pferd steht auch schon drüben, nach dem ich doch jedenfalls heute Abend

noch einmal sehen muß. Was liegt denn auch daran, ob ich dort oder hier schlafe? Und je stiller der Platz ist, desto weniger werd' ich gestört."

„Hm," sagte der Alte, der sich auch schämte, seine eigene, wahrscheinlich vollkommen unbegründete Furcht zu zeigen — „dann begleit' ich Dich wenigstens hinüber, um ...."

„Auch das geb' ich nicht zu," sagte Rafael entschieden — „mir thut schon der arme schläfrige Junge leid, der da noch einmal ganz nutzlos hinüber gesprengt wird. Die Laterne könnte ich eben so gut tragen, und meinen Weg find' ich doch wahrhaftig!"

„Hm," brummte der Alte vor sich hin, „verdammt will ich sein, wenn Du nicht einen noch ärgeren Dickkopf hast, wie ich selber! Gut, Du sollst Deinen Willen haben, aber eine Bedingung mach' ich ...."

„Und die ist?"

„Du nimmst die Hunde mit hinüber und behältst sie die Nacht drüben — nur diese eine Nacht!"

„Aber, bester Schwiegerpapa ...."

„Schön, wenn Du mir jetzt meinen Willen nicht thust, wo ich Dir den Deinen gelassen habe, dann will ich nicht Bertrand heißen, wenn ich

nicht direct zu Juanita hinaufgehe und ihr sage, um was es sich handelt, und wenn sich das Mädchen Deinetwegen nachher die ganze Nacht abängstigt, so ist es Deine einzige und alleinige Schuld!"

„Um Gottes willen," rief Rafael erschrocken „machen Sie dem armen Kind nicht die ganz unnütze Angst!"

„Dann nimm die Hunde mit!" sagte der Alte störrisch.

„Nun, meinetwegen denn," lachte Rafael, „wenn Sie das beruhigt, so mögen die Rüden mitgehen. Aber sie werden nicht bei mir bleiben."

„Mit dem Jungen gehen sie, und einmal im Hause drin, machst Du die Thür zu, und sie müssen wohl dort bleiben, denn sie können nicht wieder hinaus."

„Und werden nachher die ganze Nacht heulen und mich keinen Augenblick schlafen lassen," lachte Rafael.

„Fällt ihnen gar nicht ein," brummte der Alte; „überdies kennen sie Dich ja schon, und so bald ich ihnen sage: „Geht mit!" so folgen sie jedes Mal. Wenn Du es also nicht anders willst, so mach' meinetwegen, daß Du hinüber und in's Bett kommst. Morgen früh bin ich bei Zeiten

drüben, um Dich abzuholen, und dann gehen wir einmal durch die Plantage. Und Ihr geht mit, Ihr Hunde! Habt Ihr mich verstanden?"

„Nur nicht zu früh!" rief Rafael, während die Rüden erst den Schwanz einzogen und dann an dem Knaben hinaufsprangen. „Und nun gute Nacht und auf ein frohes Wiedersehen!" und damit wandte er sich ab und schritt mit dem Knaben den Weg entlang, der nach dem Eingang der Hacienda hinüber führte.

Bertrand aber sah ihm nach, so lange er dem Lichte mit den Augen folgen konnte, denn er war immer noch nicht mit sich selber zufrieden, daß er es zugegeben, den Sohn dort drüben einzuquartiren. So ganz anders und unverfänglich das auch am hellen, lichten Tage und im Sonnenschein ausgesehen hatte, so ganz verschieden und fast niederdrückend wirkte es jetzt auf ihn ein. Daß er sich das aber selber nicht einmal eingestehen mochte, machte ihn verdrießlich, und einen Fluch über den „störrischen Jungen" zwischen den Zähnen zerbeißend, ging er in das Haus zurück und in das Hinterzimmer, wo er Juanita noch auf traf.

„Na, und Du bist noch nicht zu Bett? Es ist spät, Schatz!"

„Vater," sagte Juanita leise, „sei mir nicht

bös, wenn ich vielleicht eine kindische Frage thue, aber — es hat doch keine Gefahr, daß Rafael da drüben allein in dem alten, öden Hause schläft?"

„Gefahr? Thorheit," sagte der Vater, der das Mädchen um Gottes willen nicht durfte merken lassen, daß es ihm selber nicht recht gewesen — „was soll das für Gefahr haben?"

„Der Schuß damals wurde doch auch aus dem Grundstück dort drüben gefeuert, und Ihr habt seitdem nie mehr Abends oben in der Stube gesessen."

„Ah, Kindereien," sagte Bertrand kopfschüttelnd, „von denen, die jetzt noch drüben sind, hat ihn Niemand abgefeuert! Mach' Dir keine thörichten Sorgen und geh' zu Bett, Herz. Gute Nacht, schlaf' wohl, meine Puppe, und schlag' Dir ja die albernen Gedanken aus dem Kopf, daß Du mir nicht etwa die Nacht davon träumst!"

„Gute Nacht, Vater," sagte Juanita, küßte ihn und ging mit dem Licht in ihr eigenes Kämmerchen. Aber das Herz war ihr doch recht schwer geworden, und sie hätte viel lieber weinen wie lachen mögen, und wußte doch gar nicht eigentlich, weshalb.

Der alte Bertrand war auch in sein Zimmer

gegangen, spürte aber selber noch nicht die geringste Lust, sich niederzulegen, und ertappte sich plötzlich dabei, daß er seinen alten, über dem Bett hängenden Cavallerie-Säbel herunternahm und halb aus der Scheide zog, um nach dem Rost zu sehen. Kopfschüttelnd schob er ihn wieder in die Scheide zurück, hing ihn aber nicht auf den alten Platz, sondern stellte ihn zu Häupten seines Bettes, und schritt dann noch eine Weile im Zimmer auf und ab. Merkwürdig, welche Unruhe heute in ihm stak! Endlich bekam er das Umherwandern auch satt.

„Hol' der Henker die Gedanken," brummte er in den Bart, „ich will auch zu Bett gehen und schlafen, und den Sapperments-Jungen da drüben darf ich es morgen früh noch nicht einmal merken lassen, daß ich mich um ihn geängstigt habe, sonst lacht er mich zum Dank wahrhaftig noch obendrein aus!"

Er hatte seinen Hut auf den Tisch und sein Halstuch abgeworfen und stand eben am offenen Fenster und häkelte sich seine Hemdknöpfchen los. Sein Schlafzimmer lag ebenfalls mit dem Fenster nach der schmalen Straße und Rafael's Hacienda zu, und das Wohnhaus dort drinnen stand gar nicht so weit von seinem Haus entfernt, nur daß

es von hier aus durch Bäume und Sträucher verdeckt wurde, sonst hätte man sich leicht von einem Haus zum andern zurufen können.

Eine solche Dunkelheit herrschte aber heute da draußen, daß sich nicht einmal die Wipfel der nächsten Bäume vom Himmel trennen und unterscheiden ließen, und wie still, wie todtenstill die Welt lag! Man konnte sogar das Rauschen des gar nicht etwa so nahen Bergstromes deutlich bis hier herüber hören. Selbst die Grillen hatten zu zirpen aufgehört, und doch sonst ihr monotones Lied die halbe Nacht hindurch ertönen lassen. Es mußte schon recht spät geworden sein — wahrhaftig, es war halb zwölf Uhr, und Bertrand wandte sich eben ab, um sich vollends zu entkleiden, als er, wie von einem Schuß getroffen, zusammenfuhr und mit athemloser Spannung in die Nacht hinauslauschte.

Ein menschlicher Aufschrei, gerade von da drüben her, hatte sein Ohr erreicht. Da, jetzt noch einmal! Das war keine Täuschung — mit Einem Satz war er bei seinem Bett, den alten Säbel aufgreifend, mit zwei weiteren Sätzen die Treppe hinunter und unten im Freien. Da hörte er seine Hunde Laut geben, als ob sie auf einer Fährte wären, und seinen gellenden Jagdschrei

ausstoßend, flog er mehr als er ging hinaus auf die Straße und drüben gerade gegen den Zaun an und hinüber — wie er hinüber gekommen war, wußte er selber nicht.

Rafael hatte indessen mit seinem kleinen Cholo-Führer und von den Hunden begleitet die Gartenthür erreicht, welche hinein in die Hacienda führte, und schritt dem Hause langsam zu. Unter den Bäumen war es wo möglich noch dunkler wie draußen, und ohne die Laterne hätte er sich — dem Platze außerdem seit langer Zeit entfremdet — wohl kaum noch wieder zurecht gefunden. So aber hielt er den schmalen Weg, der hinüber führte, und erreichte bald darauf die Thür.

„Wenn das Haus verschlossen ist, Señor," sagte der kleine Cholo, „so werden wir erst den Mayor Domo wecken müssen, daß er uns aufmacht — oder haben Sie den Schlüssel?"

„Nein," sagte Rafael, indem er auf den Griff drückte, „es ist offen; sie wußten ja, daß ich kam. Und nun, mein kleiner Bursche, magst Du noch mit mir hinaufgehen, daß ich mein Licht anzünden kann, und dann nach Haus zurückkehren."

„Aber die Hunde soll ich da lassen.“

„Monsieur Bertrand will es nun einmal absolut so haben,“ lachte Rafael, „und da dürfen wir ihn schon nicht böse machen. Wenn Du fortgehst, mach' aber die Thür wieder gut hinter Dir zu, sonst laufen sie Dir doch nach, und Du wirst dann ausgezankt. Oder noch besser — warte einen Augenblick, ich gehe lieber gleich mit Dir und Deiner Laterne nach dem Stall hinüber, um erst einmal nach meinem Pferd zu sehen, und dann bringen wir die Hunde zurück in's Haus und ich kann selber zuschließen.“

Damit, während ihm der Knabe voranleuchtete, stieg er langsam die Treppe hinauf, um dort die schon mit den Betten herübergebrachten Lichter anzuzünden, damit der Junge nachher nicht noch einmal heraufzukommen brauchte.

Mit vor Wuth zusammengebissenen Zähnen horchte indessen Perteña unten an der Thür. Die Hunde — an die Bestien hatte weder er noch Pedro gedacht, und jetzt? — Aber hier blieb kein langes Besinnen möglich. Versuchte er selber hier im Haus den Angriff und schoß er auch den Verhaßten nieder, so war er den wüthenden Thieren rettungslos preisgegeben und hätte, mit den Gittern überall an den unteren Fenstern, nicht

einmal dort hinaus entkommen können. Stand aber Pedro draußen ungewarnt auf der Lauer, und hatte er die Hunde noch nicht gesehen, so faßten den die Bestien, wie sie ihn nur in den Wind bekamen, und gestand er dann, wer ihn dazu verleitet, so hatte er die ganze Meute seiner Verfolger hier auf der frischen Fährte.

Nur eine Möglichkeit blieb noch für die Ausführung ihrer That. Dicht neben dem Stall lief eine kleine, starke Umzäunung hin. Wenn Rafael selber die Laterne trug oder in deren Licht ging, so konnte er ihn von da aus, auf kaum zehn Schritt, mit der Kugel treffen, und die Hunde waren nicht im Stande, den Zaun zu überspringen. Von dort aus war dann ein Entkommen leicht, und wer sollte sagen, von wessen Hand die Kugel gesandt worden?

Das Alles zuckte dem jugendlichen Verbrecher rasch, aber in klarem Verständniß seiner eigenen Gefahr durch's Hirn, und sobald er oben nur die Thür öffnen hörte, glitt er wie eine Schlange aus seinem Versteck und aus der glücklicher Weise nur angelehnten Hausthür. Hier blieb er einen Moment stehen und horchte — oben am Fenster erschien das Licht — sie waren im Zimmer, und mit raschen, geräuschlosen Schritten glitt er der

Richtung zu, in der er den Stall wußte, um dort an den Orangenbäumen Pedro das Zeichen zu geben.

Dicht vor ihm lag ein kleines Gebüsch; er berührte die Zweige und bog darum hin — da sah er eine dunkle Gestalt neben sich auftauchen: „Pedro!“ wollte er flüstern, als ihn ein furchtbarer Schmerz durchzuckte.

„Teufel!“ schrie er mit gellender Stimme auf — „Pedro, Bestie! — Mord!“ kreischte er, als ihn ein zweiter und dritter Stoß traf.

Drüben im Haus wurde ein Fenster aufgerissen, aber der halbtrunkene Cholo, welcher an der Stimme des Getroffenen jetzt in starrem Entsetzen den Gefährten erkannte, hörte es nicht. Zu Rafael's Ohr war schon der erste Schrei gedrungen — was aber da auch vorging, er mußte es wissen, und rasch mit der einen Hand die Laterne, mit der andern seinen Revolver aufgreifend, rief er: „Die Hunde hinaus!“ und sprang dann in flüchtigen Sätzen die Treppe hinab.

„Caracho,“ stammelte indessen Pedro vor sich hin, und das Messer entfiel der zitternden Hand — „Señor, um der Wunden Christi willen....“

Da gab der erste Hund vor der Thür Laut

und entsetzt fuhr der Halbwilde von seinem Opfer empor — seine Hand tappte nach dem entfallenen Messer, aber es war zu spät. Jetzt schlug der zweite Hund an; sie waren unruhig auf der warmen und fremden Fährte Perteña's. Nun hörten sie das Geräusch brechender Büsche:

„Faßt, hu, faßt!" schrie sie Rafael an, und mit lautem Geheul brachen sie hinterdrein.

„Hu, pih!" schrie da des alten Franzosen Stimme schon von drüben herüber, und laut auf heulten die Hunde, als sie den blutenden Leichnam trafen — aber gleich dort, dicht vor ihnen brach es in wilder Flucht davon. „Hu, faß, hu, faß!" schrie Rafael noch einmal sie an, und mit wenigen Sätzen waren sie im Gebüsch drinnen, während schon fast in demselben Moment ein wilder Aufschrei verrieth, daß sie ihr Opfer gefaßt und niedergeworfen hatten.

„O, Señor, ein Todter!" schrie der kleine Cholo entsetzt, als er bei dem vorüberflackernden Licht der Laterne den Ermordeten am Boden sah; aber Rafael sprang den Hunden zu, denn er wußte recht gut, daß er nicht säumen durfte, wenn er den, welchen sie gefaßt, noch von ihren Fängen befreien wollte. — Was da geschehen war, ließ sich dann nachher untersuchen.

Dort, gerade vor sich, sah er schon die licht-gelben Gestalten der Hunde mit einem dunkeln Gegenstande am Boden ringen, während sie auf sein jetzt ausgestoßenes: „Zurück, ihr Bestien, würgt den Mann nicht!" wenig oder gar kein Acht gaben. Der kleine Cholo war aber besser mit ihnen bekannt.

„Pfui, Tyras — pfui, Wolf!" schrie er und sprang mitten zwischen sie hinein, indem er einen mit der linken und einen mit der rechten Hand im Halsband faßte. Er würde aber kaum im Stand gewesen sein, sie zu bändigen, wenn nicht in diesem Moment die Büsche hinter ihnen ge-raschelt hätten und auch der Aufseher entsetzt in seiner Thür erschienen wäre. Dadurch wurden sie aufmerksam gemacht und hoben die Köpfe, um zu sehen, ob nicht vielleicht ein neuer Feind vor ihnen auftauche, und mit flüchtigen Schritten war jetzt auch gleich Bertrand, den blanken Cavallerie-Säbel in der Hand, an ihrer Seite.

In ersten Augenblick hatte Rafael, der nur das Geräusch hörte und gar nicht wissen konnte, wer da gegen ihn anspringe, die Laterne gehoben und sich mit seinem Revolver fertig gemacht; da-durch fiel aber auch ein Strahl des Lichtes auf

ihn und die Hunde, und der alte Franzose schrie jubelnd:

„Hurrah, Du lebst! Aber was geht hier vor?“

„Gott weiß es,“ rief Rafael zurück — „da liegt ein Ermordeter und hier haben die Hunde den wahrscheinlichen Mörder niedergeworfen!“

„So leuchte mir hieher, daß wir sehen, wen wir da haben! Heda, mehr Licht hieher! schrie der alte Mann nach dem Haus des Aufsehers hinüber — bringt eine Bambusfackel, daß wir sehen können!“

Der Befehl wurde fast so rasch ausgeführt, wie gegeben, denn im Hause des Aufsehers lagen noch ein paar knrze Fackeln, aus zusammengebundenen dürren Bambusstreifen hergestellt, die man am Abend benutzt hatte, um noch nach Dunkelwerden die zurückgelassenen Möbel zusammenzustellen und zuzudecken, und Zaca selber hatte schon eine aufgegriffen und entzündet. Indessen ließ aber Rafael das Licht der Laterne auf den von den Hunden Geworfenen fallen und rief erstaunt aus:

„Pedro, bei Allem, was da lebt!“

„Caracho!“ knirschte der Bursche, der mit Blut bedeckt schien und dessen Kleider ihm in

Fetzen vom Leibe hingen, zwischen den Zähnen durch und wollte in die Höhe fahren. Bei der ersten Bewegung aber, die er machte, warfen sich die Hunde wieder über ihn, und es bedurfte Bertrand's ganzer Autorität, sie zurückzuhalten, daß sie ihn nicht zerrissen.

Der Aufseher kam jetzt mit der Fackel heran, und während Bertrand die Hunde mit seinem Taschentuch zusammenkoppelte und hielt, sprang Rafael mit der Laterne der Stelle zu, wo er den Ermordeten hatte am Boden liegen sehen, und rief im nächsten Augenblick dem Freunde zu:

„Hier liegt Perteña erstochen am Boden!"

„Perteña?" rief Bertrand erstaunt aus — „aber wie kommt der hieher?"

„Teufel, Teufel!" schrie der gefangene Cholo, von seinen Wunden, von Wuth und Branntwein fast zur Raserei getrieben, indem er seine Fäuste ballte und die Zähne in ohnmächtiger Wuth zusammenschlug — „was hatte er auch im Hause zu thun, ohne daß ich es wußte — und er lebendig, er gesund — zur Hölle mit ihm und Verdammniß!"

Seine Augen sprühten Wuth und Haß auf Rafael, und er wollte sich eben wieder, in diesem Augenblick selbst die Hunde nicht fürchtend, auf

seinen Feind stürzen, als ihn ein Faustschlag des alten Franzosen zu Boden warf. Rafael sprang jetzt ebenfalls herbei, und während sich der vollkommen rasend gewordene Cholo unter ihnen wand und krümmte, wurde der kleine Bursche mit der Laterne rasch zum Hause zurückgeschickt, um von den dort umherliegenden Stricken ein paar herbeizuholen. Wenige Minuten später lag der Verbrecher, mit auf den Rücken geschnürten Armen, vor Wuth schäumend, machtlos in der Gewalt seiner Feinde.

Aber Gift und Haß sprudelten seine Lippen über sie aus, und während sein Hirn von dem genossenen Branntwein wie von Schmerz und Wuth kochte, verfluchte er seine eigene Ungeschicklichkeit, sein eigenes Mißgeschick, und ließ dadurch die Umstehenden sich einen Zusammenhang seiner Reden selber stellen.

Es blieb fast keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Ueberfall nicht dem, den er getroffen, sondern Rafael gegolten habe und von den beiden Buben vorher verabredet sei. Bei einer Untersuchung des Hauses fanden sie auch jetzt Perteña's Poncho, den Rafael leicht erkannte und der, wie er recht gut wußte, vor Dunkelwerden nicht auf dem Bett gelegen. Bertrand hatte auch wohl

Recht, als er jetzt behauptete, daß die Mörder nur durch das Erscheinen der gefürchteten Hunde gestört und ihr nichtswürdiger Anschlag vereitelt sei. Allein und ohne die Rüden hätte er ihren Messern nie entgehen können.

Das war eine unruhige Nacht geworden, aber Bertrand dankte doch Gott, daß er das Furchtbare von ihren Häuptern abgewandt, und schickte jetzt vor allen Dingen den kleinen Cholo mit den Hunden hinüber zu Juanita, um diese zu beruhigen. Für sie selber gab es aber dann noch vielerlei zu thun, denn die Leiche konnte einmal nicht dort unter freiem Himmel liegen bleiben und der Gefangene mußte nicht allein der Obrigkeit überliefert, sondern auch verbunden werden; die Hunde hatten ihn gar bös zugerichtet.

Das Letztere wollte der Aufseher übernehmen, aber der halb wahnsinnige Cholo duldete es nicht und wüthete unausgesetzt gegen seine Bande an, bis er endlich, vom Blutverlust ermattet, ohnmächtig zusammenbrach.

Die Arbeiter waren unter der Zeit ebenfalls herbeigerufen worden und mußten den bewußtlosen Körper des Verbrechers aufgreifen und zu dem Gobernador hinübertragen. Dort lag noch, wie Bertrand wußte, Polizei aus Lima, die auf

eben diesen Cholo fahnden sollte, wenn er sich hier noch in der Nachbarschaft zeigte, und Rafael und Bertrand gingen selber mit, um die näheren Daten anzugeben.

So rückte der Morgen fast heran, ehe sie zur Hacienda zurückkehrten, und Rafael wollte sich jetzt noch hier im Haus auf sein Lager werfen; das aber litt der alte Bertrand nicht mehr. Er hatte, wie er jetzt offen gestand, da der Erfolg ihn rechtfertigte, schon Angst genug in der Nacht um den Jungen ausgestanden; nun wollte er ihn wenigstens in Sicherheit wissen, daß Juanita auch noch ein paar Stunden ruhig schlafen konnte. Rafael durfte sich nicht länger weigern, den übrigen Theil der Nacht in Bertrand's Haus zuzubringen.

14.
Schluß.

Auf dem krystallhellen Wasser der Rhede von Callao lag mit dampfenden Schornsteinen der englische Vapor. Am Heck wehte die Flagge, und der erste Signalschuß, das Zeichen der Abfahrt kündend, war schon gefallen.

Vom Lande ab eilte noch eine Menge von Booten dem rauchenden Ungethüm zu, um Passagiere, die den letzten Augenblick abgewartet, an Bord zu bringen. In einem derselben stand vorn im Bug allein ein junger Mann und wehte schon mit dem Tuch Grüße hinüber, die in gleicher Weise von Bord aus erwidert wurden. Es war Rafael, und oben auf Deck stand Lydia mit Deringcourts und ein ordentlicher kleiner Schwarm

ihrer peruanischen Anbeter, die ihr hier noch das letzte Lebewohl sagen wollten.

„Ich glaubte schon, Sie würden nicht Wort halten!" rief ihm das junge Mädchen entgegen und ergriff die ihr gebotene Hand.

„Haben Sie das wirklich geglaubt?"

„Nicht so recht," lächelte Lydia mit herzlichem Ton; „aber Sie zögerten so lange."

„Mein Pferd stürzte unterwegs und schädigte sich am Knie, so daß ich den halben Weg zu Fuß gehen mußte."

„Das nenn' ich Aufopferung!" rief Lydia mit einem dankenden Blick — „und was für Abenteuer haben Sie indeß wieder erlebt!"

„Nicht viel, aber eine Neuigkeit kann ich Ihnen wenigstens bringen: jenen Señor Perteña hat sein Schicksal erreicht — er fiel von der Hand seines eigenen Mordgehülfen, der mir auflauern wollte, und dieser, ein Cholo, von seinen Wunden und einem zweitägigen Säuferwahnsinn an Geist und Körper gebrochen, hat jetzt die umfassendsten Aussagen über jenen Verbrecher gemacht. Er war es allerdings, der im Carneval den Raub bei Ihnen ausgeführt."

„Ich wußte es," sagte Lydia zusammenschauernd, „wie ich nur sein Lachen hörte — aber fort, fort

mit diesen entsetzlichen Erinnerungen, „die sollen uns die letzte Stunde nicht verbittern! Ha, was ist das?“ rief sie, als die meisten der an Bord Befindlichen nach der andern Seite des Decks hinüber drängten, wo eben eine französische Fregatte, die leichte Brise benutzend, mit Hülfe der Schraube und geblähten Segeln die Rhede verließ — o, wie schön das aussieht!“

„Das ist die „Glorieuse“, die jene armen Insulaner wieder in ihre Heimath zurück führt. Sie hat so lange warten müssen, weil noch Einzelne im Land zerstreut waren.“

„Und das ist Ihr Werk,“ sagte Lydia herzlich, „daß jene unglücklichen Menschen ihrer Heimath wieder gegeben werden!“

„Doch nicht so ganz,“ lächelte Rafael; „ohne Sie, den französischen Consul und des Präsidenten guten Willen wäre das kaum so rasch geschehen. Ich habe nur die Hand mit angelegt.“

„Aber die erste, und das Bewußtsein, glückliche Menschen gemacht zu haben, wird Ihnen lohnen! Aber wie geht es Juaniten.“

„Gut, recht gut, und die herzlichsten Grüße bringe ich noch von ihr und Vater Bertrand!“

Lydia lächelte leise vor sich hin; endlich sagte sie:

„Es war doch eigentlich ein bewegtes Leben,

das ich hier geführt, und trotzdem scheide ich nicht gern von dieser Küste, denn ich habe liebe, liebe Freunde gefunden."

„Deren Gedanken Ihnen auch weit über das Meer, in die Heimath folgen werden!"

„Ich hoffe es — will ich ihnen doch auch immer ein treues Andenken bewahren. Aber jetzt muß ich mich noch einen Augenblick der Gesellschaft widmen — die Herren werden sonst eifersüchtig, wenn ich mich mit Ihnen so lange unterhalte!"

„Und von wem haben Sie das wundervolle Bouquet? War Ihr Lieferant auch noch hier? — ich sehe ihn nirgends;" fragte Rafael.

„Nein," flüsterte Lydia mit einem verstohlenen Lachen, „das ist von einem neuen Courmacher an Bord, dem ersten Officier — aber verrathen Sie mich nicht! O, ich habe schon wieder brillante Aussichten auf eine sehr interessante Reise und," setzte sie hinzu, indem sie sich zu ihm überbog, „hätte Sie eigentlich vorher um einen kleinen Vorrath von Locken ersuchen sollen — Apropos, wissen Sie wohl, daß es sehr ungalant von Ihnen ist, mich nicht einmal um eine gebeten zu haben?"

„Mit der Warnung," lachte Rafael, „die ich an dem armen Schweden genommen...."

„Hahaha, unser guter Stierna — denken Sie, er hat mir noch gestern, wahrscheinlich, um mich unglücklich zu machen, seine Verlobungskarte geschickt — er heirathet eine Choristin vom hiesigen Theater!“

„Ob er wohl noch meine Locke trägt?“

„Schwerlich!“

Das Gespräch wurde hier unterbrochen und mehr allgemeiner. Die Passagiere trafen noch in Menge ein und verschwanden, wie sie kamen, unter Deck, um ihre verschiedenen Kajüten in Besitz zu nehmen. In dem Hauptsalon aber drängten sich die Fremden umher und brachten die Kellner zur Verzweiflung, die ihre Tische zum Diner decken decken mußten, und in jeder Bewegung durch die Masse gar nicht an Bord gehörender Menschen beengt wurden.

Jetzt fiel der zweite Kanonenschuß, ein Zeichen für die „Ueberflüssigen“, um in ihre Boote zu steigen und den Dampfer zu verlassen, der anfing, seinen Anker zu heben. Von der Buoye hatte er sich schon losgemacht.

„Was ich Sie noch fragen wollte, Señor,“ wandte sich Lydia noch einmal an Rafael, „können Sie mir nicht sagen, was aus Señor Desterres geworden ist und welche Strafe er erleiden wird,

da er um die Vergiftung Ihres Onkels doch jedenfalls gewußt hat?"

„Zufällig habe ich eben auf der Bahn nach Callao Jemanden gefunden," erwiderte Rafael, „der mir genaue Auskunft darüber geben konnte. Señor Desterres ist zum Präfecten einer der bedeutenderen Städte des Innern ernannt worden."

„Zum Präfecten?"

„Die oberste Gerichtsbehörde eines Districtes."

„Ja, aber wie ist das möglich?" rief Lydia erstaunt — „der Präsident weiß doch..."

„Daß Señor Desterres sehr viele einflußreiche Freunde in Lima hat, die durch eine genaue Untersuchung sämmtlich sehr in Verlegenheit gerathen könnten, und da er doch Beamte haben muß, so hielt er es für besser, jenen Herrn aus dem Weg zu schicken."

„Als Präfect!" rief Lydia, die sich von ihrem Erstaunen noch immer nicht erholen konnte.

„Wären Sie länger in Peru gewesen, so würden Sie das gar nicht so außerordentlich finden," lächelte Rafael. „Es fallen da oft noch viel merkwürdigere Sachen vor."

„Unerkärlich!" rief Lydia — „aber wissen Sie, daß mir der Präsident noch gestern meinen ganzen

Verlust, den ich im Carneval erlitten, aus seiner eigenen Casse hat vergüten lassen?"

„Das sieht ihm ähnlich," sagte Rafael; „er zahlt gewöhnlich selber, um nur Ruhe zu haben. — Aber auch Sie sind mir noch etwas schuldig, liebes Fräulein, Ihre Adresse," sagte Rafael. „Erinnern Sie sich nicht, daß Sie mir versprachen, mir den Namen Ihres künftigen Gatten zu nennen, damit wir Ihnen einmal nach Frankreich schreiben können? Lassen Sie uns nicht mit diesem persönlichen Abschied auch wirklich geistig geschieden sein, denn ich werde nie vergessen, was ich Ihnen schulde!"

„Meines künftigen Gatten?" sagte Lydia erstaunt — „ich weiß mich wirklich nicht zu erinnern, daß ich von dem je gesprochen hätte."

„Aber sie sagten mir doch selber, daß Sie einen Bräutigam in Frankreich hätten, und wenn ich den glücklichen Menschen auch jetzt nicht kennen lernen soll, möchte ich doch seinen Namen wissen!"

„Meinen B r ä u t i g a m? Ja, — aber hatte ich Ihnen auch gesagt, daß es ein M e n s c h sei?" flüsterte Lydia, und ihre Augen nahmen einen ganz eigenthümlichen Glanz an. „Es ist kein Mensch, Don Rafael, es ist ein G o t t, und," setzte sie

jetzt wieder mit ihrem alten Lächeln hinzu, „meinem Geschmack dürfen Sie schon zutrauen, daß ich mir den schönsten der Götter ausgesucht habe — er heißt Apollo!"

„Lydia!"

„Meine Herrschaften, der Anker ist auf — — das Boot geht gleich unterwegs und Sie werden mit in See genommen!" tönte der Warnungsruf über Deck, denn das Abschiednehmen hört in solchen Augenblicken gar nicht auf.

„Lydia, meine liebe Lydia, leb' wohl!" rief Adele und flog dem jungen Mädchen noch einmal um den Hals. Alles drängte herbei, der Sängerin zum letzten Mal die Hand zu schütteln und ihr eine glückliche Reise zu wünschen. Dann kletterten die Leute in Hast in ihre Boote hinab, um aus dem Bereich der schon langsam arbeitenden Räder zu kommen.

Rafael, der sein eigenes Boot allein für sich hatte, war bis zuletzt an Bord geblieben. Jetzt, als auch die Letzten von ihr Abschied genommen hatten, reichte er ihr noch einmal die Hand und sagte leise und tief bewegt:

„Leben Sie wohl, Lydia, und wo Sie auch immer weilen, seien Sie versichert, daß hier in

Peru ein Herz mit treuer Freundschaft Ihrer gedenkt!"

„Ich weiß es," lächelte das junge Mädchen, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge — „leben Sie wohl, Don Rafael, seien Sie glücklich, und diesen Kuß bringen Sie noch Ihrer Juanita von mir! Sie dürfen ihn ihr bringen, denn es ist der Kuß einer Schwester," und ihr Antlitz zu ihm hebend, berührte sie leise seine Lippen mit den ihrigen. Dann trat sie zurück und winkte ihm freundlich zu. Im nächsten Augenblick stand Rafael in seinem Boot, das von Bord abstieß. Die Ruder griffen mit voller Kraft ein, und nach Norden hinauf schnaubte der Koloß seinem fernen Ziel entgegen. — —

Still und schlummernd, in friedlicher Ruhe lag der Ocean, nur durch weiten, langsamen Wogenschwall, der dem Athmen einer riesigen Menschenbrust glich, sein Leben kündend. Das Sonnenlicht zitterte auf der azurnen Fläche, und das muntere Volk der Fische jagte sich über dem glatten Spiegel und sprang oft hoch empor aus seinem Element. Kein Lüftchen regte sich, und

die Möven, welche sonst ihre Lust daran finden, selbst dem Sturm mit dem scharfen Flügelpaar Trotz zu bieten, schaukelten schläfrig und wie träumend auf der spiegelglatten See.

Und rasch und geräuschlos hindurch, die riesige Wucht des Fahrzeuges leicht wie eine Feder von den Wogen getragen, glitt ein mächtiges Schiff, die Segel alle fest an den Raaen beschlagen und nur durch einen leichten, kaum bemerkbaren Rauch die Kraft kündend, die in ihm arbeitete und es vorwärts trieb.

Es war die „Glorieuse," und vor ihr am Horizont tauchte eben ihr Ziel aus den Wogen auf, die hohen, aber bis hoch hinauf bewaldeten Kuppen von Raiateo, der glücklichen Insel, und vollgedrängt stand das vordere Deck des Fahrzeuges von braunen Gestalten, die mit ausgestreckten Armen und thränenden Augen, aber Glück und Jubel im Herzen, der Heimath entgegenjauchzten.

Bis heute hatte der Capitän der Fregatte keine Unregelmäßigkeit an Bord geduldet, und wenn seine indianischen Passagiere auch freundlich und selbst gütig behandelt wurden, mußten sie sich den Gesetzen des Schiffes fügen — heute aber waren alle Bande gelöst. Die Officiere hatten Befehl bekommen, die Insulaner ruhig gewähren

zu lassen und ihrer Freude keinen Einhalt zu thun, und alle hohen Plätze hielten sie jetzt besetzt, in alle Raaen kletterten sie hinauf und mit laut jubelnder Stimme riefen sie einander zu, wenn der oder jener in dem zwar noch fernen, aber immer kenntlicher werdenden Land einen neuen Punkt, eine neue Spitze entdeckt hatte und es mit einem Freudenschrei den Uebrigen verkündete.

Es war noch früh am Morgen, und das wackere Schiff näherte sich rasch seinem Ziel. Als die Leute zum Mittagessen gerufen wurden, ließ sich schon von Deck aus und mit bloßem Auge der Palmengürtel niederen Landes erkennen, der die Höhen rings umschloß, und das weiße Band der Riffe selber wurde sichtbar.

Die Matrosen waren nun allerdings in keiner solchen Aufregung, um ihre Mahlzeit deshalb zu versäumen; aber von den Insulanern dachte keiner daran, auch nur auf einen Moment seinen Sitz zu verlassen und das Land, das theure Land wieder aus Sicht zu verlieren. Ja, wo ihnen die Seeleute selber gutmüthig das Essen hinaufreichten, wiesen sie es zurück.

Dort lag Raiateo! Dort standen die Palmen ihrer Insel, und in ihrem Schatten die Heimath

ihrer Lieben, der Spielplatz der eigenen Kindheit — wie hätten sie da an Essen denken können!

Und näher rückte scheinbar die Insel, wie der Bug dem Land entgegen schäumte. Schon ließen sich die einzelnen Palmengruppen am Ufer deutlich unterscheiden, schon hörten sie vor sich das Brausen und Donnern der ewigen Brandung, die an den Korallenriffen ihre Kraft brach und immer neue Wogenmassen zum frischen Kampf gegen den starren Feind sandte.

Jetzt ließ sich auch deutlich die Haupteinfahrt der Insel erkennen; aber die „Glorieuse" änderte langsam ihren Cours, um das Eiland zu umfahren und die Westseite desselben anzulaufen, da ja dort alle ihre Passagiere heimisch waren. Dicht an den Riffen hielt das wackere Schiff dabei hin, denn eine Gefahr ist dort nicht zu fürchten, wo die Koralle viele Hundert Klafter hoch in senkrechter Mauer vom Boden des Meeres emporsteigt und in Steinwurfsnähe von den Riffen selber die längste Kette keinen Grund finden würde, auf dem ihr Anker haften könnte. In weitem Bogen umzog so das Schiff die Insel, und staunend starrten wohl vom Land aus die erschreckten Indianer das geheimnißvolle Fahrzeug an, das ohne Segel bei voller Windstille und

ohne Ruder, also ohne jede sichtbare Kraft, die es hätte in Bewegung setzen können, pfeilschnell dahin und dann vorüber schoß.

Jetzt hatten sie das westliche Ufer erreicht, und ein alter Insulaner bezeichnete durch den Dolmetscher dem Capitän den Punkt, wo die Canoes vom Lande ab und herauskommen könnten, um sie zu begrüßen. Dorthin hielten sie jetzt, und vor der Einfahrt angekommen, wurde die Fregatte plötzlich in ihrem Lauf gehemmt, und ein nach See zu abgefeuerter Kanonenschuß sollte den Bewohnern künden, daß man den Verkehr mit ihnen verlange. Aber todtenstill lag die Küste, kein Canoe kam ab, kein menschliches Wesen ließ sich auf dem weißen Korallensand, wo sie deutlich sichtbar gewesen wären, blicken, und nur mit den Fernröhren konnte man hier und da eine dunkle Gestalt erkennen, die sich vorsichtig zwischen den Büschen hielt, um von da aus, das fremde, riesige Fahrzeug zu beobachten.

Der Capitän befahl jetzt, die Flagge auf- und niederzuziehen — umsonst. Am Lande mußten sie wissen, was das Zeichen bedeute, aber kein Insulaner ließ sich mit grünem Friedensbusch am Ufer blicken, kein Zeichen wurde gegeben, ja, selbst kein Canoe war sichtbar, und nur im oberen

Theil der kleinen Bai sah der Capitän mit Hülfe seines Glases, daß die Indianer daselbst ein noch im Wasser liegendes Canoe in wilder Eile anfaßten, hinauf auf den Strand zogen und dort mit ihm in den Mangrovebüschen und zwischen den Pandanusbäumen verschwanden. —

Es blieb jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die armen Menschen nach den bitteren Erfahrungen, die sie früher gemacht, die Ankunft eines neuen Schiffes mit Furcht und Entsetzen betrachteten, und nichts Anderes übrig, als ihnen selber ein Boot an Land zu schicken, um sie zu beruhigen und ihnen die Rückkehr der Freunde zu künden. Der Befehl war gegeben, im Nu ein Boot bemannt und unten im Wasser, und jetzt stürmten alle Insulaner herbei, um die Ersten zu sein, die das Vaterland wieder betraten. Ja, oben von Bord hinab in See warfen sich schon einige der Ungestümsten, um nur um Gottes willen nicht zurückgelassen zu werden.

Es hatte wirklich einige Schwierigkeit, den Leuten im Guten durch den Dolmetscher verständlich zu machen, was die Absicht sei, denn dem Capitän lag nicht allein daran, seine Passagiere an Land zu setzen, das hätte er auch allenfalls mit seinen eigenen Booten bewerkstelligen können, son-

dern er wollte den Bewohnern der Insel auch beweisen, daß ihnen die „Wi-wis" freundlich gesinnt und nicht ihre Feinde wären.

Vier der Aeltesten wurden jetzt aufgefordert, in das Boot zu steigen, und wie die Katzen kletterten sie hinein; die Uebrigen mußten aus dem Wasser herauf und wieder an Bord kommen. Von diesen aber, während die Anderen gehorchten, weigerten sich zwei und griffen kühn aus, gerade der Einfahrt der Riffe zu, so daß der Capitän Befehl gab, die Beiden, damit ihnen nicht jetzt noch, dicht bei ihrer Insel, ein Unglück zustoße, mit in's Boot zu nehmen. Mit den sechs Mann ruderten die Matrosen durch die Einfahrt der Riffe in das stille Binnenwasser der Bai, und gerade auf den weißen Korallensand zu, der hier den Strand bildete. Aber Niemand ließ sich auch jetzt am Ufer sehen, und als ihr Bug den Sand scheuerte und die Indianer über Bord und jauchzend an Land sprangen, lag die ganze, weite Insel wie ausgestorben. Selbst in den nächsten Hütten war kein menschliches Wesen zu entdecken, und Alles, Männer, Weiber und Kinder, mußte vor der gefürchteten Annäherung der Weißen in das Innere geflüchtet sein.

Wären die Matrosen allein gewesen, so hätten

sie auch unverrichteter Sache wieder umkehren müssen, denn in den wildverwachsenen Guiaven-dickichten würde es für einen Europäer unmöglich gewesen sein, irgend einen Indianer aufzufinden, der sich dort verstecken wollte. Ueberdies wußten sie nicht einmal, ob sie vielleicht gar von den Eingeborenen, so wie sie ihnen in das Dickicht folgten, als Feinde behandelt und mit Speer oder Wurfspieß angegriffen würden und daß die Indianer ihr Land vertheidigen können, wenn sie zum Aeußersten getrieben wurden, hatten sie den Franzosen schon zur Genüge auf Tahiti und einigen der anderen Inseln bewiesen.

Die Insulaner selber halfen ihnen da. Während die Matrosen in dem Boot blieben und dieses draußen in tiefem Wasser hielten, einem möglichen Angriff, bis eine Verständigung erzielt werden konnte, auszuweichen, folgten die zurückgebrachten Eingeborenen den flüchtigen Freunden in das Dickicht und ließen dort den so wohl bekannten Ruf ertönen.

Schüchtern und vorsichtig wurde der im Anfang wohl hier und da beantwortet, denn noch immer trauten die harmlosen Menschen dem listigen Feind nicht, der sie schon so oft betrogen und ihren Frieden gestört, vernichtet hatte. Jetzt end-

lich schlich der und jener wie eine Schlange durch das dichte Unterholz herbei und erkannte nun, laut aufjauchzend, in dem, den er für einen Feind gehalten, einen für todt beweinten, lieben, lieben Freund.

Jetzt wurde es in dem Dickicht lebendig — hier und da regte es sich — hier und da wurde ein neuer Zuruf laut und durch freudiges Jubeln beantwortet; die Heimgekehrten führten ihre Freunde mit zum Strand zurück, Andere folgten, erst noch vorsichtig und immer auf dem Sprung, einer vermutheten Gefahr wieder durch die Flucht zu entgehen. Aber davon war kein Zeichen zu sehen — ein einzelnes Boot mit unbewaffneten Männern lag in der Bai — mehr und mehr strömten herbei. Jetzt kamen die Frauen zum Strand, die Kinder freilich noch immer scheu im Arm oder an der Hand haltend; aber die Zurückgekehrten kündeten ihnen ja nur Glück und Jubel, und jetzt, da sie auf dem weißen Strand von den an Bord Zurückgebliebenen entdeckt und erkannt wurden, brach der laute Freudenschrei, das wilde, jauchzende Joranna! Joranna Bo-y! zu ihnen herüber.

Das war kein Zweifel mehr, das waren die Freunde, die ihnen wiederkehrten, und in einem

wahren Taumel von Lust und Seligkeit stürmten die Männer nach ihren vorher ängstlich versteckten Canoes, um sie mit vor Freude zitternden Händen wieder hinaus auf die Fluth zu ziehen.

Wie hatte sich die Scene jetzt verändert! Hunderte von geschäftigen Menschen stürmten am Strand auf und ab, wie außer sich und nicht wissend, was sie thaten, was sie wollten; und grüne Büsche rissen Andere von den Zweigen, sprangen in ihre Canoes, und hinaus aus der Bai schoß die kleine Flotte, während die Darinsitzenden ruderten, als ob ihr Leben von ihrer Eile abhinge.

Aber auch der Capitän hatte ihnen eine Auszeichnung zugedacht, die ihnen jedenfalls am meisten Freude machte, denn vor den Kanonenschüssen fürchteten sie sich. Die Fregatte hatte geflaggt, und von Top zu Top hingen die bunten Farben aller Herren Länder, daß das mächtige Schiff wie zu einem Feiertag geputzt erschien.

Aber die schönste Zierde waren die glücklichen Menschen darin! Und wie die Canoes jetzt heran schossen — wie das schon Alles von Weitem Grüße herüber und hinüber schrie und einander zujauchzte! — Und jetzt legten sie an — jetzt kletterten sie an Treppen und niederhangenden Tauen in die

Höhe und über Bord oder krochen auch durch die Portlöcher, wo sie nur gerade eine Oeffnung fanden, und als ob sie das Schiff mit Sturm nehmen wollten, überschwemmten sie das Deck.

Aber wer von Allen dachte jetzt an Krieg oder Streit! In die Arme flogen sie einander, und da hielten sie sich fest, fest umschlossen, regungslos, als ob sie einander nie im Leben wieder lassen wollten, in stillen, schweigenden, aber o wie seligen Gruppen!

Die Matrosen standen dabei und lachten — aber es war ein verlegenes Lachen, ein erzwungenes, denn die Thränen stiegen manchem alten Seemann in die Augen, daß er sich ordentlich vor den Kameraden schämte und es um Alles in der Welt nicht hätte sehen lassen mögen.

Aber auch traurige Menschen gab es unter der Schaar; mancher von denen, die damals das fremde Schiff hinweg geführt, war bei dem ersten Kampf an Bord schon getödtet oder später in dem fremden heißen Land gestorben, wo seine Knochen fern, fern von der Heimath bleichten, und deren Verwandte und Freunde kauerten dann still und regungslos an Deck nieder, verhüllten ihr Haupt mit ihrem Schultertuch und zollten den Geschiedenen die Thränen der Erinnerung. Aber das

waren doch nur Wenige im Vergleich mit den Glücklichen, die das Deck füllten, und Alles drängte jetzt, wie nur die ersten Begrüßungen vorüber waren, fort von dem Schiff, hinüber an Land unter ihre Palmen.

Indessen hatte aber auch der Capitän sämmtliche Boote hinabgelassen, denn in den schon auf der Herfahrt fast überfüllten Canoes hätten sie die zurückgekehrten Freunde doch nicht mit fortgebracht. Die Matrosen lagen an den Rudern, und als der Ruf gegeben wurde: An Land! gellte ein wilder Freudenschrei über die See und kündete den Zurückgebliebenen die Ankunft der Lieben.

Der Capitän selber folgte ihnen mit einem Theil seiner Officiere und hatte noch eine Menge von Geschenken mitgebracht, die besonders an die Frauen und Kinder ausgetheilt wurden. Aber auch die Geretteten bekamen Geschenke von der Regierung: Beile und Messer, Tabak, Kattune, Glasperlen und manche Dinge, die sie auf ihrem einsamen Eiland gut gebrauchen konnten. Es war freilich keine Entschädigung für die überstandene Schreckenszeit, aber es zeigte ihnen doch den guten Willen der französischen Regierung, ihnen wenigstens zu vergüten, was in ihren Kräften stand.

Süßes Gebäck war ebenfalls hinüber an Land geschafft mit manchen anderen Leckerbissen, um ihnen ein frohes Mahl zu bereiten — nur kein Branntwein durfte ihnen gegeben werden, das fröhliche Fest nicht durch trunkene Köpfe zu stören.

Endlich brach der Abend heran. Der Himmel hatte sich umwölkt und alle Anzeichen sprachen für eine stürmische Nacht, die in diesen Breiten oft und plötzlich mit heftigen Westwinden auftritt. Die Fregatte war in dem Fall durch die weit ausgedehnten Riffe in Lee an dieser Stelle gefährdet, und das Zeichen für die Mannschaft zur Rückfahrt wurde gegeben.

Die Boote lagen bemannt auf dem ruhigen Wasser des Binnensees, den die Riffe bilden, und Alles drängte jetzt herbei, um Abschied zu nehmen und ihnen zu danken. Junge Burschen schleppten dazu von Früchten heran, was sie nur in der letzten Stunde von den Bäumen hatten plündern können; ganze Boote füllten sie damit an, daß sich die Officiere zuletzt lachend weigerten, mehr an Bord zu nehmen.

Des Bootsmanns Pfiff schallte über das Ufer: „An Eure Ruder!“ Die Mannschaft hatte ihre Plätze eingenommen, und auf ein Zeichen des ersten Officiers schmetterte ein donnerndes Hurrah! als

Abschiedsgruß zum Land hinüber. Nochmals hob er den Arm, und wieder folgte der jubelnde Abschiedsruf, der den Leuten dieses Mal aus vollem Herzen kam. Jetzt zum dritten Male, und alle Hüte schwenkten in der Luft. Und wieder der schrille Pfiff: Zur Abfahrt! — und im Tempo fielen alle Ruder ein.

Dicht gedrängt aber standen die Insulaner an ihrem weißen Strand und wehten mit ihren Schultertüchern, schwenkten grüne Zweige, und ihr herzliches: Joranna! schallte weit, weit hinaus in See, bis das Donnern der Brandung den Ruf übertäubte, als letzten Gruß und Dank den Scheidenden. —

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.









